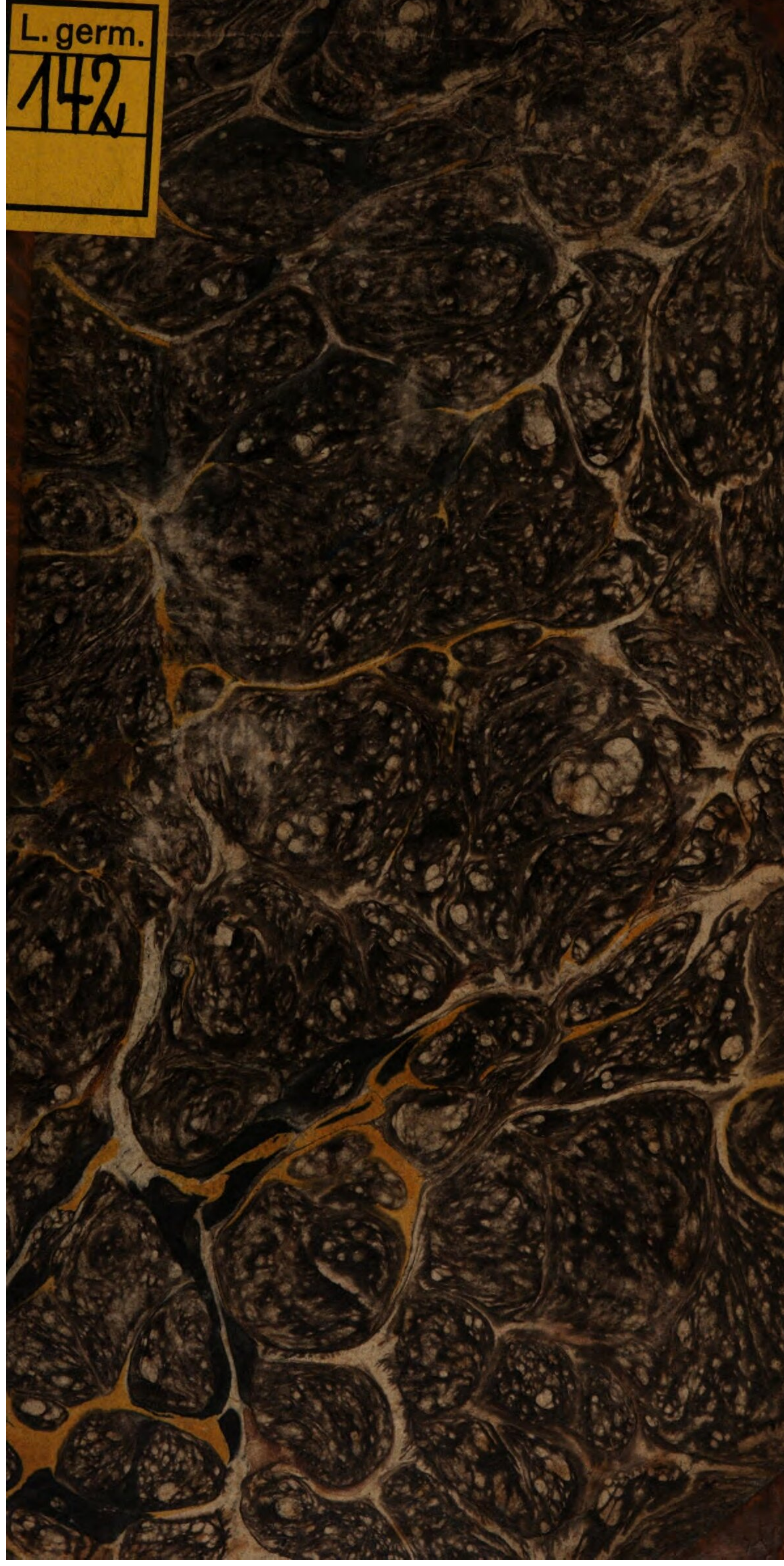


L. germ.

142



L. germ.

142

Kolbe

<36623518460012

S

<36623518460012

Bayer. Staatsbibliothek

~~P. Germ 194
142~~

~~Bibl. Gott. univ.~~

~~J. V. Ling. Germ.~~

~~Gram. Var. Pg. 1117.~~

m

Abgerissene
Bemerkungen
über
Sprache.

Ein Nachtrag zu der Schrift:
über
Wortmengerei,

von
K. W. Kolbe,
Doktor der Philosophie.

*Si natura negat, facit indignatio versum,
Qualemcunque potest. —*

Juven.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, d. jüng.

1 8 1 3.



Jean Paul Richter bemerkt (im Morgenblatt,) daß bei Vielen die Besorgnis jezt rege geworden: durch die seit einigen Jahren in manchen Ländern Deutschlands eingeführten fremden Amtsnamen möchte das Dasein der Sprache gefährdet werden; und er setzt dieser Besorgnis den *Adresskalender* entgegen, der ja schon seit Jahrhunderten von fremden Titeln stroze. „Es wird nämlich, sagt er, besonders die Angst gemeint, daß vielleicht die deutsche Sprache in deutschen Länderteilen des französischen Kaiserreiches im Strome neuer französischer Amtsnamen untersinken könne. Aber gegen die Angst vor dem Spracheinflusse französischer Amtsnamen ist seit Jahrhunderten ein besonderes Buch geschrieben, das so viel Auflagen erlebte, als der Kalender. Es ist das einzige deutsche Buch, worin das wenigste Deutsch steht, wie schon das Titelblatt (ein *Bisellium* oder Zweisiz zweier einander wildfremden Sprachen,) ansagt, der *Adresskalender*. In diesem Werke schleicht die Geistlichkeit, gekleidet bald griechisch, bald lateinisch, oder in *Mixtur*, daher, der *Archidiaconus*, der *Superintendent* mit *Pastor* und *Senior*, der *Subdiaconus*, etc. und hinter ihr die Schulleute, ganz in römischen Gewändern gewikkelt, der *Quintus*, der *Quartus* mit anderen *Fraeceptoren* und *Professoren*; etc.“ Er hat Recht. Hätte die deutsche Sprache weiter nichts Fremdes als Titel aufge-

nommen, (wiewol auch diese, unmäßig gehäuft, sie allerdings nicht wenig entstellen; *) so möchte der Freund derselben sich nur immer beruhigen. Fremde Titel haben noch keine Sprache zerstört. Aber wer sind denn wol die Männer, die blos von der Einführung fremder Titel den Untergang der Sprache besorgen? Titel stehen mit Namen fast in Einer Linie; und es ist noch keinem Vernünftigen eingefallen aus dem raschen Umtrieb geografischer oder historischer Bücher, die ihrer Natur nach von fremden Namen wimmeln müssen, auf den nahen Umsturz einer Sprache zu schliessen. — Wer sieht nicht dafs auch hier,

*) *Gouverneur, Officier, General, Régisseur, Conservateur, Collaborator, Registrator, Calculator, Referendarius, Notarius; etc.* Diese Wörter sind alle ohne Ausnahme gemeines oder pedantisches Ausdrucks im Deutschen. Und es ist immer entehrend für eine gebildete Sprache, wenn sie auch nur in Nebendingen gemein und pedantisch sein mus; bestimmter: wenn sie Begriffe, die nicht zu den schlechten gehören, durch schlechte Zeichen auszudrücken genötigt wird. Vielleicht kömt wol die Zeit, da unsere Regirungen, die hier helfen könnten, diese Wahrheit fühlen werden, — sie, die freilich bis jezt die Sprache, den Geistesabdruck der Nation, das Werkzeug ihrer Bildung und Veredlung, ja das Band, das sie eben als Nation, als eine geschlossene Gesellschaft zusammenhält, und jezt einzig noch zusammenhält, auch nicht des verlorensten Blicks gewürdigt haben.

— Zwar wenn selbst unsere Schriftsteller, (ja unsere Grammatiker sogar!) die ihr Beruf doch unablässig und auf das nachdrücklichste mit der Sprache in Berührung bringt, diese dennoch so gar wenig achten, ja von ihrem Wesen, von dem was sie als Sprache sein sol, kaum einen Begriff zu haben scheinen, wie liesse sich von unsern Staatsmännern Berücksichtigung derselben oder ernstes Nachdenken über ihre Natur und Bestimmung und über das, was sie schändet oder schmückt, was sie aufrecht erhalten oder stürzen kan, wol erwarten?

doch wol nicht absichtlos! der Gesichtspunkt gänzlich verrückt und verschoben wird? Nicht die in die Sprache eingeschlepten fremden Amtstitel, sondern die derselben regellos und schwarmweise aufgedrängten rein menschlichen Allgemeinbegriffe bereiten ihr zunächst den Untergang. Titel, (wie wissenschaftliche Wörter, Blumenamen, etc.) sind unbedeutendes Beiwerk der Sprache. Allgemeinbegriffe sind die Sprache selbst. Titel, Kunstwörter, Namen, etc. kommen selten einmal in der Rede vor. Allgemeinbegriffe treten unablässig und Schlag auf Schlag in derselben auf. Nur durch Zumischung fremder Allgemeinbegriffe wird unmittelbar und eigentlich eine Sprache verfälscht und verdorben.

* * *

In einer vor Kurzem erschienenen Schrift: die blinden Tonkünstler, werden Kunstwörter der Musik wie Klavier, Oboe, Klarinette, Sonate, etc. verdeutschet durch Tastenspiel, Hochholz, Gelflöte, Klangstück; etc. Der Verfasser mag es recht gut gemeint haben. Aber sein Genius hätte ihm ins Ohr flüstern sollen, daß zwischen Wortart und Wortart ein Unterschied ist; daß, wer fremde Wörter aller Klassen verbannen und durch selbsterfundene Ausdrücke ersetzen wil, nicht nur Gefahr läuft oft unverständlich zu werden, sondern sich selbst den Anstrich eines unbeholfenen Steiflings gibt. *) Wer fühlt denn wol den Abstand nicht zwischen Wörtern

A 2

*) Diese Wörter sind durchweg nicht Namen, sondern Erklärungen. Daher das Schwere ihres Gangs. Sie sollten bloß andeuten, und sie wollen belehren. Leichtigkeit können sie erst dann gewinnen, wenn sie ihren lehrmeisterlichen Ernst abgelegt haben, d. h. wenn der Sprechende an ihre Elemente entweder gar nicht oder nur flüchtig noch denkt.

wie Oboë, Klarinette, Serpentine, Piano-forte, Tamborino, Gitarre, etc. Konsul, Diktator, Ädil, Quästor, Kalenden, Legion, Tribun, Legat, etc. Kasuar, Giraffe, Elefant, Zebra, Kondor, etc. Hyazinthe, Anemone, Tuberoſe, Narziſſe, etc. und Wörtern wie *Autorität*, *Calamität*, *Magnanimität*, *Celebrität*, *Pusillanimität*, *Pietät*, *Dignität*, *Situation* etc.? zwischen Wörtern wie *essedum*, *rheda*, *framea*, *sistrum*, *phoca*, *phalanx*, *tetrarcha*, *lychnus*, *cithara*, *lyra*, *plectrum*, *tympanum*, *colocasia*, *acanthus*, *aconitum*, *cinnamomum*; etc. und Wörtern wie *orexis*, (*Appetit!*) *zelotypia*, *characterizare*, *pausa*, *scribendi cacoëthes*?*)

Die mehresten der angeführten Bezeichnungen sind, wie Jedem sein Gefühl gleich sagen wird, bei weitem besseres Ausdrucks, als die Wörter des Auslands, die Allgemeines aussprechen. Viele darunter läst nicht nur der höhere Stil der Prosa (in der Rede, der Geschichte, etc.) ohne Anstand zu, sondern selbst die Poësie weist sie nicht zurück. — Unbegreiflich freilich daſs, da die Sprache einige der ausländischen Wörter wirklich veredelt hat, andere nicht, wir diesen von ihr selbst gegebenen Wink so ganz unbeachtet gelassen; daſs selbst unsere Sprachforscher und Aesthetiker auf diesen sogar dem roheren Sin so lebhaft sich aufdrängenden Unterschied mit keinem Fingerzeig noch hingewiesen; daſs sie aus diesem Unterschiede die Folgerungen noch nicht gezogen, die doch zum Behuf der Kunst sich so klar daraus ergeben: leider ein handgreiflicher Beweis, wie wenig wir es bis jezt der Mühe wert geachtet haben die Sprache, sie, ohne wel-

*) Und doch auch dieses Wort ist eigentlich ein Kunstausdruck. „*Medicis raxonis*“ dicitur, sagt Rupertus zum Juvenal, *quod curatu difficile vel adeo insanabile est, v. c. carcinoma vel aliud corporis ulcus.*“

che keine schöne Litteratur denkbar ist, in ästhetischer Hinsicht mit einiger Aufmerksamkeit anzusehn!*)

Es ist merkwürdig dafs alle fremde Formen, die sich in früheren Zeiten in unsere Sprache eingefunden,

*) Gegen diese Lasheit des Deutschen in ästhetischer Bearbeitung seiner Sprache eifert auch Wolf, (Wolken des Aristofanes,) indem er von den prosodischen Eigenschaften derselben spricht, um die sich unter Tausenden kaum Einer bekümmert. Ich setze die merkwürdige Stelle hieher: „Immer bleibt ein Unternehmen der Art mislich, theils aus anderen Ursachen, theils wegen der vielen Landsleute, die ihre treffliche Sprache verachtend, wie keine Nation die schlechteste ihrige, gewöhnlich nicht einmal Längen und Kürzen, geschweige die höheren Bedingungen wahrer Verskunst ihrer Aufmerksamkeit wert achten. Solange man daher in stiller Arbeitseligkeit an wenige erkohrene Leser denkend übersezt, so geht es; bei dem Gedanken an die Menge erscheint so kleinlicher Kunstfleis wie verschwendete Mühe. Denn in ihrem Munde werden die Spondeen zu Trochäen, die Kretiker zu Daktylen, die Tribrachen zu Anapästen oder auch zu Daktylen, und so weiter die gesundesten Füße zu Humplern; wobei man übrigens die greuliche *Humanität* hat das Regellose der Tanzschritte, gleich dem guten Landvolke, der fröhlichen Laune zu verzeihen.“ — Und doch ist hier nur von einem untergeordneten Teile der Sprache die Rede, den wol mancher Grammatiker selbst als unwichtig vernachlässigen zu dürfen glaubt. Roh gehandhabtes Zeitmaas entsteht blos die Poësie. Ungeregelte Wortmengerei schändet jeden Vortrag.

Dem gröberen Sinne ist es übrigens freilich gleichgültig, ob in einem Gedichte die feineren Bedingungen der Verskunst erfüllt; ob Kürzen darin zu Längen und Längen zu Kürzen verzerrt werden, oder nicht; ob es in seinem körperlichen Teile auf gesunden Füßen geht, oder auf kranken lahmt: es ist ihm blos um den Inhalt zu tun. Auf die Form achtet er nicht. — Was er mit seinen ledernen Flügeln nicht erschwingen kan, heist ihm Pedanterei.

und mit ihr nun wirklich verwachsen sind: Leier, Flöte, Schule, Fenster, Purpur, Zipresse, Tafel, Pulver, Tempel, Fiber, Flotte, Oel, Wein, Tinte, Pflanze, Papier, Löwe, Tiger; etc. fast durchaus nur besondere oder sinliche Begriffe bezeichnen. Dafs demnach auch wir den, ich möchte sagen, Naturgang einst hielten, den andere Völker gehalten, und nur durch die barbarische Periode des dreissigjährigen Krieges von dem rechten Wege abgelenkt wurden.

* * *

„Ich habe, sagt Herr Campe in den Beiträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache, sehr verständige und wohlbelesene Männer, über den Plan dieser unserer Beiträge urtheilen hören, dafs derjenige Teil derselben, der die Reinigung der Sprache von ausländischer Zutat zur Absicht hat, füglich hätte weggelassen werden können, weil die Zeiten der ehemals in Deutschland herrschenden Sprachmengerei, bei guten Schriftstellern wenigstens, vorüber wären. Das Gegenteil dieser Behauptung ist nun zwar in dem ersten und zweiten Stükke dieser Beiträge schon ziemlich erwiesen worden; allein es scheint doch, um eine allgemeine und vollkommene Überzeugung zu bewirken, nötig zu sein die allgemeine Aufmerksamkeit noch oft von neuem wieder dahin zu lenken, weil diese unsere Lieblingsunart uns so sehr zur anderen Natur geworden ist, dals wir, indem wir sie entweder selbst begehen, oder von Anderen sie begehen sehn, es nicht mehr zu bemerken pflegen. (Welches nicht etwa, seze ich hinzu, ein Zeichen ist dafs der abscheuliche Mischmasch algemach das Unedle seiner Natur ablegt: wie könnte er das, so lange unsere

Sprache eine Ursprache bleibt? sondern vielmehr dass unser Sin gegen dies Unedle von Tag zu Tag sich immer mehr abstumpft; dass wir gegen Rohheit und Barbarei im Vortrag des Gedachten von Tag zu Tag immer gleichgültiger werden.) Man braucht aber nur, um auf die große Menge fremder oder fremdartiger Ausdrücke, die selbst in unseren besten Schriften vorkommen, aufmerksam zu machen, nicht erst lange zu wählen. Das erste, das beste Buch, welches uns gerade in die Hände fällt, ist gemeiniglich geschickt dazu. Mir liegt, indem ich dieses schreibe, gerade ein vortreflicher Aufsatz eines Ungenanten, der gewis zu dem engeren Ausschnitte unserer besten Schriftsteller gehört, mit der Überschrift: *Zweite Revision der populären Theologie*, im 88ten Stücke der *Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes*, vor den Augen. Ich bleibe daher bei diesem Aufsätze stehn; und die geringere oder größere Menge fremder Wörter, die wir darin finden werden, mag beweisen, ob die Zeiten der Sprachmengerei vorüber sind, oder nicht.

S. 698. *Populaire Theologie*; in religiöser Hinsicht; ein interessantes Schauspiel; die Scholastik; die Principien; das Practische; die Basis; die Acten; Annalen; Organisation; ein organisirtes Wesen; dieses Planeten; ein periodisches Dasein; Organisation; Phaenomen; die ewige Palingenesie der Natur; mechanische Geseze; characterisirt; die moralische Welt; ein Minimum; ein moralisches Wesen; ein Noumenon; Organisation; das Noumenon; in dem Moment; Organisation. — Man zähle. Es sind sieben und zwanzig fremde oder fremdartige Ausdrücke auf Einer Seite. Der Gliedersätze sind auf dieser Seite neun; so dass im Durchschnitt drei Fremdheiten auf Einen fallen.

S. 699. Ein ununterbrochener *Progress*; *Harmonie*; die *moralische* Ordnung; die höchste *Intelligenz*; in der *Periode*; das *moralische* Gefühl; die niedrigsten Stufen der *Cultur*; wer *garantirt* mir; die *physische* Welt; *moralische* Gefühle; *Religion*; der *characteristische* Glaube; das nächste *Interesse*; mit sinlichen Bildern *amalgamirt*; *Fetischmus*; *Idée*; *Usurpation*; *Regiment* eines Einzigen; *Idée*; *Nation*; nach der *Analogie* ihrer *Regenten*; *Nomaden*; *patriarchalisch*; bürgerliche *Casten*; die *Moral*; *Gnomen*; *moralische* Richtung; ekelhafter *Mumiencultus*; *Organisationen*. — Man zähle abermals. Es sind der Fremdheiten auf dieser Seite dreißig, der Gliedersätze sechs; also diesmal der ersteren fünf auf jeden der letzteren.

Es wird nun wol nicht nötig sein mit diesem Verzeichnisse fortzufahren. Was dadurch bewiesen werden sollte, das ist es schon.“

Dafs die mehresten der bemerkten fremden Ausdrücke (unter denen viel gelehrter Plunder: *Palingesie*, *Noumenon*, *Minimum*, *Gnomen*, etc. sich befindet, der dem Laien gänzlich unverständlich ist;) leicht hätten vermieden und durch einheimische ersetzt werden können, hat Herr Campe in eben diesem Aufsatz auf eine befriedigende Art dargetan. Zweckmäßiger wäre es freilich, und leider nicht eben schwerer für ihn gewesen, wenn er seine Belege nicht aus einer streng gelehrten, sondern aus einer schönwissenschaftlichen, Allgemeines aussprechenden Schrift genommen hätte.

Seltsam übrigens dafs wir das tolle Sprachgewir eines Weise, Talander, Menantes und anderer berüchtigten Schmierer zu belächeln uns nicht entblöden — in dem Augenblick, da wir, wie das angeführte Beispiel zeigt, hart daran sind sie zu überflügeln.

Wir spotten über den Kohlenbart des Nachbars, und merken nicht daß unsere eigene Lippe auf das scheulichste besudelt ist.

Auch jene Schmierer gaben sich wol ahnungslos dem Unwesen hin; auch sie ließen sich wol nicht träumen, daß sie in den Augen Gesundführender als ekelhafte Gekken sich brandmarkten; — auch sie nannten wol diese Gesundführenden **Puristen** und **Sprachfeger** und **Pedanten**.

* * *

Wir entblöden uns nicht, sagte ich, das tolle Sprachgewir eines Menantes, Talanders, etc. zu belächeln, während wir in den hässlichen Schlam wie blindlings ihnen nachplumpen. Hier einige Beispiele: „Andere schlechte Gesellen ahmten dem französischen Wize nach; und so entstand jene Zunft Schulfüchse, die nicht nur beide Sprachen erbärmlich mengten, sondern auch, um sich ihren älteren Brüdern gefällig zu machen, *galant*, wie *Voiture*, *affectirt*, wie *Balzac*, erhaben, wie *Corneille* schrieben. Wie schämt sich ein Deutscher, der, nicht französisch erzogen, altdeutscher Scham noch fähig ist, wenn er die deutsch-französischen wizigen Schriften dieses Zeitraums mit der Denk- und Schreibart Kaisersbergs, Luthers, Hans Sachsens, (in seinen prosaischen Aufsätzen,) überhaupt mit allem, was vor dem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben ward, vergleicht!“ Herder, Briefe über die *Humanität*. — Wem mus es nicht auffallen, denselben Schriftsteller, der mit dem (Wortmengerei, S. 165,) angeführten seltsamen Wortgekräusel seinen Vortrag zu verbrämen kein Bedenken trug, hier so sprechen zu hören! — „Er (Gotsched,) fand die deutsche Sprache in der tief-

sten Erniedrigung, fast möchte ich sagen, aus ihrer Wurzel gehoben, kraftlos gedehnt und auf die *fadeste* Weise mit ausländischen Wörtern vermischt. Ich wiederhole auch hier: Man mus die deutschen Werke der damaligen Zeit gelesen haben; man mus wissen dafs selbst die besseren Köpfe, als Besser, Thomasius, Fuchs, Bohse, Francisci, etc. durchaus nicht nur nicht frei von diesem Fehler waren, sondern selbst eifrig, wie auf eine Tugend, auf ihn hinarbeiteten; (natürlich: weil sie damals, wie so Mancher noch jetzt, Sprachmengerei für etwas Vornehmes hielten;) man mus wissen dafs fast sämtliche deutsche Höfe in ihren öffentlichen Bekanntmachungen diese heillose Buntheit und widerlich grelle Gemischtheit *sanctionnirten*. Hier ist Gotscheds Verdienst allerdings anzuerkennen, dafs er sich stets jener Mengerei widersetzte und wenigstens den *Genius* der deutschen Sprache ahnete, dem nichts so ganz und gar widerspricht, als jene Mischung.“ Deutschlands schöne Litteratur während des achzehnten Jahrhunderts, von Franz Horn. — Und eben der Man, der hier die Wortmischerei für das, was sie ist, für einen Schandflek unserer Sprache erklärt, erlaubt es sich dennoch seinen Vortrag selbst mit verunreinigendem Wuste überall reichlich zu durchspikken: *Pathos*, *Lecture*, *Celebrität*, *characterisiren*, *Bornirtheit*, *Idée*, *genial*, *Realität*, *Symbol*, *Eunuchismus*, *plausibel*, *Eleganz*, *Galanterie*, *Ironie*; etc. Gleichsam als ob, was in Masse durch Barbarei empört, nicht auch einzeln barbarisch sein müste! Was für Vorrechte haben denn wol Formen, wie *Bornirtheit*, *plausibel*, *Eleganz*, *Realität*, *Celebrität*, *sanctionniren*, *fade*, *Lecture*, etc. vor den Scheusalen des *menantischen* Mischmaschs? Wird vielleicht durch sie die Einheit der Sprache, als eines Kunstwerks, weniger zerstört, als durch diese?

Sind sie nicht so gut, wie diese, an Form und Klang und Ausdruck von dem Ganzen grell geschiedene Aftertheile? War der *menantische* Mischmasch barbarisch, (und dafs er es war, gesteht der Verfasser hier selbst ein;) wo ist denn die festgezogene Linie, die unser Geplauder von demselben trennt? Die festgezogene Linie, sage ich. Wo fängt das Barbarische im Vortrage an, und wo hört es auf? Oder ist etwa das Schlechte nur dan schlecht, wan es in Haufen sich zusammendrängt? wan es bis zum Abscheulichen steigt? Schämen sollte sich ja doch wol jeder Schriftsteller, der auf den Namen eines Künstlers Anspruch macht, jenen scheuslichen Mischmasch auch nur flüchtig, auch nur in einzelnen Punkten zu berühren. Schämen sollte er sich überhaupt in einer Sache, die auf Schönheit oder Hässlichkeit der Darstellung von dem entscheidendsten Einflusse ist, nicht nach ordnenden, festbestimmten Gesezen, sondern blos nach den Eingebungen einer blinden, regellosen Willkühr zu handeln. *)

*) Eichhorn sagt: (S. Wortmengen. S. 414, die Note;) „Nach dem münsterschen und pyrenäischen Frieden wanderte gar die ganze *Conversationssprache* der Franzosen in sie (die deutsche Sprache,) ein, welches die Gelehrten reizte auch ihre Sprache, die lateinische, noch häufiger, als bisher, im Deutschen abzusezen. Es entstand eine bunte Mischung, der nicht unähnlich, welche nach der Völkerwanderung durch die Einmischung lateinischer Wörter in die Sprache der Deutschen entstanden war; ein deutscher *Jargon*, der in Gefahr war alle Bildungsfähigkeit zu verlieren.“ — Sonderbar dafs unsere Schriftsteller ihr Gemengsel selbst mit einem kauderwelschen Ausdruck ein Kauderwelsch, *un jargon*, zu nennen gutmütig genug sind! Denn die lahrende Ausflucht: wir schreiben doch jetzt im Ganzen ein weit reineres Deutsch, als in jenem bleiernen Zeitraum geschrieben wurde, möchte sie in der That nicht weit tragen.

Gebt ihr zu daß fremde Wörter, eben weil sie fremde Wörter, das heist, widerartige, zu ihrem Ganzen nicht stimmende Elemente sind, unsere selbständige Sprache bis zum Abscheulichen entstellen, warum erlaubt ihr euch denn noch immer fremde Wörter gesetzlos zu gebrauchen?

* * *

Adelung sagt sehr richtig: „Die Freiheit fremde Wörter aufzunehmen sollte nur da verstattet werden, wo fremde Gegenstände und notwendige Begriffe, welche im Deutschen keinen Namen haben, mit Einem Worte ausgedrückt werden müssen. Dieser Fal wird aber seltener kommen, als man glaubt. Die Gemächlichkeit nicht lange nach einem schiklichen Ausdruck herumsinnen zu dürfen; das Bedürfnis eines seichten Kopfes einen dunkeln und verworrenen Begriff unter dem Mantel eines fremden Wortes als einen neuen Gedanken aufzustellen; die vorgegebene Kürze und ein Nebenbegrif oder vorgegebener Nachdruck können nie eine hinlängliche Ursache dazu sein. Jede Sprache hat eine Menge Wörter und Begriffe, welche eine andere

Gesetz ihr Mischmasch wäre wirklich so auffallend arg und barbarisch nicht mehr, als damals, — ist denn ein Bukliger darum minder ein Bukliger, weil er nur einen mässigen Höker trägt? oder weil ihm dieser Höker nur auf Einer Schulter sitzt, und nicht auf beiden? Begreift man denn nicht daß, wo nur von Graden des Schlechten gesprochen werden darf, von Gutem noch gar nicht die Rede sein kan? daß auch gemildertes Kauderwelsch immer noch Kauderwelsch bleibt? So lange kein Gesetz der Wortmengerei bestimmte Schranken anweist; so lange es in der Wilkühr der Schreibenden steht, was für fremde Wörter und wie viel sie deren einschleppen wollen, oder nicht, so lange ist offenbar bei uns an keine Sprache zu denken.

Sprache nicht anders als durch mehrere Wörter ausdrücken kan. Was würde aus der Sprache werden, wenn jede das Recht zu haben glaubte um der bloßen Kürze willen von der anderen zu borgen? Der flüchtige, ungeduldige Franzose, dessen Sprache durch ihre ursprüngliche Vermischung fast alle ihre Eigentümlichkeit verloren hat, wiederholt tausendmal sein *se tenir debout*, *aller à cheval*, etc. ehe er um der Kürze willen dem Deutschen sein stehen oder reiten (oder dem Römer sein *stare* und *equitare*,) auch nur Einmal abborgen wird. Und der trägere Deutsche trägt kein Bedenken ihm sein *débutiren*, *frappiren*, sich *piquiren*, *Sujet* und tausend ähnliche Ausdrücke nachzusprechen, bloß um ein paar Silben zu ersparen? “

Er selbst zwar, Adelung, dessen eilfertiger Feder zur Zeit und zur Unzeit hier ein lateinisches, dort ein französisches Wort entstolpert, hat sich wenig um seine vernünftig gedachte Regel bekümmert. So ist's. In lichten Augenblicken erwacht wol in uns das Gefühl dessen, was hier recht und gut wäre. Aber wir sind so verwöhnt; so fremd ist uns der Sin für Schiklichkeit und Anmut des Ausdrucks, das Schlechte so sehr zur anderen Natur geworden, daß wir mechanisch gleichsam und ohne daran zu denken uns dem Unwesen hingeben. Selbst Lessing, er, der von Wieland redend, irgendwo so treffend bemerkt: „Und die Sprache des Herrn Wieland? — Er vergist seine Sprache in der Schweiz. Er mus sogar eine beträchtliche Anzahl von Wörtern vergessen haben. Alle Augenblicke läst er seine Leser über ein französisches Wort stolpern. *Licenz*, *visiren*, *Education*, *Disciplin*, *Moderation*, *Eleganz*, *Aemulation*, *Jalousie*, *Corruption*, *Dexterität* und hundert andere solcher Wörter, die nicht das Geringste mehr sagen, als die deutschen,

erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als Purist ist. *Linge*, sagt Herr Wieland sogar. Er befiehlt dafs die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, *Linge et pour leurs menus Plaisirs* vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft ablegen sollen; — selbst Er ist in seinen Schriften dem breiten Strome nachgeschwommen. Was er misbilligend gegen Wieland erinnert, konnte er oft nur auf sich selbst anwenden.

Es verdient Bemerkung dafs in der angeführten Stelle Lessing die Wörter *Eleganz*, *Jalousie* zu den schlechten Fremdheiten rechnet, indes der eben erwähnte Franz Horn sie unbedenklich zuläst, *) und folglich doch wöl zu den guten zählen mus. So sehr schwanken unsere Schriftsteller, wo es gilt im Kreise des Abheimischen zu bestimmen was schlecht und was gut, was entbehrlich und was unentbehrlich sei! Natürlich: weil sie keinem festen Geseze sich fügen, sondern einzig durch Laune und Willkühr sich leiten lassen. Wer hier blos nach Willkühr handelt; wer bei den Wörtern überhaupt nur auf den Inhalt merkt, unbekümmert, ob sie im Ausdruck mit dem Ganzen zusammengreifen, oder nicht, der wird bald dahin kommen, dafs er jedes fremde Zeichen, es sei beschaffen wie es wolle, durchschlüpfen läst, — wenn es seinen Gedanken nur zu tragen taugt. Was hätte Lessing wol antworten können auf den Einwurf: warum solte *Eleganz*, *Jalousie*, *Licenz*, *Disciplin*, *Dexterität*, etc. nicht eben so gut sein, als *luxuriiren*, *concentriren*, *aequivociren*, *Enumeration*, *Antiperistasis*,

*) In den Erholungen sagt er: „Woraus das Unglück entstanden, dafs beide Schüler sich in sie verliebt, und zwischen beiden eine *Jalousie* sich entsponnen habe.“

Krokylegmos, provisorie, Vehiculum, Praecision, protestiren, permanent, momentan, fatal, Opposita, unproportionirlich, transitorisch, recitiren, coëxistiren, consecutiv, successiv, Imagination, compensiren, Suspension, Data, Concentration, Medium, Mediis, Proportion, Lecture, Evidenz, Inspiration, Ingrediens, (auch Ingrediens;) Factum, Factorum, praegnant, Compiler, verificiren, Extremität, Assertion, Collision, Symbola, Statur, progressiv, trivial, Ignorant, Allegat, Dimension, Urbanität, Artist, croquiren, Refinement, complimentiren, Criticus, narcotisch, precario, dolose, Stylist, dissolut, Fiction, vordociren, Autor, Scrupel, àpropos, praeludiren, existiren, conferiren, Politicus, blamiren, Partie, Species, administiren, Quantität, passiren, Diversion, Eviction, Compagnieschaft, competent, raisonniren, Minutissima, Actu, virtualiter, Particularia, Litteratores, infamirend, diffamirend, Alternative, simpel, colludiren, Profession, und tausend andere fremde Wortformen, die du in deinen Schriften regellos aufzuhäufen keinen Anstand genommen? —

Leibniz, der in seinen unvorgreiflichen Gedanken wegen Verbesserung der deutschen Sprache gegen Wortmengerei so ernstlich sich erhebt, schrieb selbst, wo er eben nicht auf sich achtete, ein unglaublich buntscheckkiges Deutsch. Hier ein Beispiel: „In Philosophie habe ich ein Mittel gefunden dasjenige, was *Cartesius* und Andere *per Algebram et Analysin* in *Arithmetica et Geometria* getan, in allen *Scientien* zu Wege zu bringen *per Artem combinatoriam*, welche *Lullius* und *Kircherus* zwar *excolirt*, bei weitem aber in solcher deren *Intima* nicht gesehn; dadurch alle *Notiones compositae* in der ganzen Welt in wenig *simplices*, als deren *Alphabet*, *reducirt*, und aus solches *Alphabets Combination* wiederum alle Dinge *saint*

deren *Theorematibus*, und was von ihnen zu *inventiren* möglich, *ordinata Methodo* mit der Zeit zu finden ein Weg gebahnt wird. Welche *Invention*, dafern sie wils Got zu Werke gerichtet, als *Mater* aller *Inventionen* von mir vor das *Importanteste* gehalten wird, ob sie gleich das Ansehn noch zur Zeit nicht haben mag.“*)

— Man vergleiche mit diesem scheuslichen Mischmasch seine lateinisch und französich verfasten Briefe: welch ein Abstand! Hier ein klarer, spiegelreiner Wiesenbach; dort ein verschlärntes, schmutziges Berggewässer. Hier sieht man den feingebildeten Man, der seinen Ausdruck mit Sorgfalt wählt, und gewissenhaft sich nichts erlaubt, was in Widerspruch wäre mit dem Element, in dem er sich bewegt; dort — es tut weh von einem Leibniz dies Wort zu gebrauchen, — den Barbaren, dem die Sprache keinen Wert hat; der auch nicht zu ahnen scheint dafs die Rede des Menschen, der Abdruck seines Geistes und Sins, ein Kunstwerk, und als solches notwendig ein Ganzes sein müsse; den mechanischen Sudler, der wild und hastig jedes Zeichen aufgreift, das ihm sein Gedachtes nur auszusprechen tauglich dünkt; dem es bei seinem Schreiben um das Wie durchaus nicht, blos und einzig um das Was zu tun ist. So weit können durch dumpfen Schlender und Gewöhnung an das faulende Element, das sie umgibt, auch geistvolle Männer von der Bahn des Guten und Schiklichen abgeführt werden!

* * *

Wol

*) Dafs diese Stelle abscheulich ist, wird wol Jederman ohne Widerrede zugeben. Und doch glauben wir schon genug getan zu haben, wenn wir nur das Gröbste des Schmuzes, welcher sie zur abscheulichen macht, von unsern Schriften entfernt halten! Doch achten wir uns berechtigt von veredelter Prosa, von Schönheit des Vortrags zu plaudern, wenn wir diesen Schmutz nicht in jeder Zeile mehr, nur noch in jedem Saze zulassen!

Wol hat Campe Recht, wenn er (S. 7,) behauptet daß gewöhnlich die erste beste Schrift, die man in die Hände nimt, den Saz widerlegt: daß bei uns die übertriebene Sprachmengerei jezt ganz vorüber sei. Da wir leider auf dem Punkt schon stehn, daß das bunte Gemengsel uns nicht mehr auffält; da wir bei unsern Lesereien, wie Träumende, ganze Schwärme fremder Wörter an uns vorbeiziehn lassen, ohne ihr Dasein gleichsam nur zu bemerken,*) so ist es nötig die Beispiele zu häufen, daß wir wo möglich aus unserm Schlafe endlich aufgestört werden. So eben liegt vor mir eine kleine Schrift von J. J. Wagner: Über Fichtes Nikolaî, oder Grundsätze des Schriftstellerrechts. Ich begnüge mich die Zueignung und den Anfang des Vorberichts hier abzuschreiben, und füge nur noch die Bemerkung hinzu, daß das ganze Büchelchen in diesem Stile verfast ist: „Las mich dir, Freund, diese *Diatribè* oder *Pièce fugitive* dediciren. Du bist kein Fürst, und brauchst mir also weder eine goldene Dose, noch ein allergnädigstes Cabinetsschreiben dafür zuzusenden. Auch dürfte ich mit meiner *Dedication* zu keinem Fürsten kommen, da ihr Sin rein *egoïstisch* ist. Ich möchte nämlich das Wort, das ich hier ins *Publicum* rede, wieder zu mir selbst zurückkehren lassen; und dazu ist nun kein Mit-

*) Wer möchte sich über Trappens — siehe seine Schrift: Über das *Studium* der alten *classischen* Schriftsteller und ihrer Sprachen in *pädagogischer* Hinsicht, — über Trappens Ausspruch nicht wundern: „Lateinische Wörter hat unsere Sprache, wenn wir einige *scientifische* ausnehmen, deren wir allenfals auch noch entraten können, wenig oder gar keine aufgenommen.“ Hat denn der Man den Titel seiner eigenen Abhandlung, hat er den eben angeführten Saz, so wie er seiner Feder entfallen war, denn nicht gelesen?

tel, als es mir selbst oder dir zu *dediciren*. Das erstere ist nicht ratsam, weil sonst das *Publicum* gleich an dieser *dramatischen* Aufführung des sich selbst *reflectiren*-den Ichs ein Ärgernis nähme und das, was nach der *Dedication* folgt, ungelesen liesse. Das zweite aber, nämlich die *Dedication* an dich, der du mir so nahe bist, daß ich selbst für empfangen halte, was an dich abgegeben wird, hat nur das gegen sich, daß ich dich gleichsam zur *Refractionsmauer* meines Schalles mache, und also als Mittel gebrauche. Nach den Kantianern ist dies eine Aufhebung deiner Persönlichkeit, und du must, wenn du diese wieder retten wilt, das Gleichgewicht durch das einzig mögliche Mittel wieder herstellen, indem du nämlich meine Persönlichkeit in einer baldigen *Dedication* ebenfalls aufhebst.“ — „Ich habe hier eine Sache zur Sprache gebracht, über die man oft *declamirt* und gejamert, so viel ich aber weis, wenig Bestimmtes gesagt hat, nämlich die Geseze des Umgangs der Schriftsteller vor dem *Publicum*. Man vermist hier eine gewisse *Politesse*, die man *Humanität* nennt, und hat diesen Mangel besonders an Fichte, und neuerdings wieder an seiner Schrift über Nikolai getadelt. Man droht sogar mit *moralischer Indignation* und spricht von Entmenschung. Ich halte zwar Fichtes Wissenschaftslehre für *evidente* Wahrheit und ehre in seiner Person einen treflichen Menschen; etc.“ — Das Buch selbst hebt so an: „Wie ehemals bei Erscheinung der *Xenien*, so erhebt sich jetzt nach Erscheinung der fichteschen Schrift über Nikolai eine *Declamation* gegen die *Moralität* der *comischen* Ausstellung eines *Individuums* vor dem *Publicum* oder gegen die *Personalsatire*. Dieses Geschrei erhebt sich um so dreister, als es einen Schein von *Humanität* für sich hat, der die Schwachen blendet und zur *Sympathie* stimmt, so daß die Schreier sicher sind bald durch

einen ansehnlichen *Chorus* die Stimme der wenigen Gegner unhörbar zu machen. Sie *affectiren* eine edle *Indignation* über solche Schritte, und ein Mitarbeiter an den Leipziger Jahrbüchern der *Litteratur* *insinuirt* sogar dem *Publicum*, daß Fichte sein *Sujet*, den Buchhändler Fr. Nikolaï in Berlin, unmenschlich entmenscht habe. Der *Recensent* ruft nun den Abscheu eines Jeden gegen solche Handlung auf und tritt ab mit dem schmeichelnden Bewustsein die verletzte *Humanität* an Fichte gerächt zu haben. etc. “

Ich habe mir die Mühe gegeben die fremden Wörter in diesem Aufsaze, der mit ziemlich großen Lettern gedruckt 64 Seiten in kleinem Oktavformat einnimmt, zu zählen, und habe deren nicht weniger gefunden, als — 632!

Ob sich unter den Überbleibseln des Mittelalters eine Schrift wol finden möchte, die in so engem Raume eine so ungeheure Anzahl barbarischer Formen enthielte?

Und doch sol unsere Sprache nicht eine verdorbene sein! doch wird jeder Versuch sie auch nur aus dem Rohsten des Verderbnisses herauszuarbeiten von unsern Geschmacksmännern noch immer als steife Pedanterie behohnlächelt!

In meiner Abhandlung über Wortmengerei habe ich zu wiederholten Malen von dem mechanischen, gedankenlosen Treiben unsrer Federführenden gesprochen, wolwissend daß ich mit diesen herben Ausdrücken anstoßen würde, und des bestimmten Vorsazes wirklich damit anzustoßen. Denn nur durch kräftige Anregungen mögen wir bei dem Todesschlummer, der uns gebunden hält, zu heilsamer Besinnung erweckt werden. Ich frage hier: Kan ein Schriftsteller, der

so wie dieser Herr Wagner zu sudeln sich erlaubt, (und er zählt unter uns seinesgleichen zu Tausenden;) über Sprache und ihr Wesen, über das was sie ihrer Natur nach sein sol und was nicht, über die Schranken, die sie sich als Kunstwerk notwendig setzen mus, mit Ernst und Besonnenheit wol je nachgedacht haben?

* * *

Dennoch hat (wer wird das glauben?) in dem Heere unsrer Schreibenden der eben erwähnte Wagner als Sprachmischer bei weitem das Höchste noch nicht erreicht. In der ersten Hälfte einer Beurteilung der Schrift von Hufland: über *Sympathie*, (Jena'sche Litteraturzeitung, 1812, 3 Jul.) finde ich auf vier Quartseiten 273 ausländische Affectformen, also 273 Elemente, die sich bestimmt von dem Grundstof des Ganzen ablösen; und darunter Prägnungen wie *anorganische Natur*, *Entwickelungsprocess*, *tellurische Veränderungen*, *sensorielles System*, *Dualismus*, *positiver Factor* des Lebens, *materielles Substrat* der *Sphäre*, *Polarität*, *depotenzirtes Subject*; etc. etc. Leibniz sagt irgendwo: „was ich nicht deutsch ausdrücken kan, ist nicht wahr.“ Und wirklich solte man meinen dafs Gedanken, die nur auf eine barbarische Weise gesagt werden mögen, überall der Mühe nicht lohnen könnten gesagt zu werden. Welchen Gewinn hat denn der scheusliche Wust der Scholastiker der Welt gebracht? Man erwähnt dieses Wustes jetzt nur noch um darüber zu lachen. *) Oder ist bei uns

*) „*En vocabula philosophorum, qui dicuntur scholastici: suppositalitates, passionabilitates, suppositiones, perseñtates, ampliatiōnes, coessentiationes, futuritiones, proportionabilitates, potentionabilitates, virtualitates,*

die Philosophie (der Verfasser der beurteilten Schrift scheint zu unsern Naturphilosophen zu gehören;) etwa wesentlich verurteilt ein geschmakloses, holpriges, barbarisches Ding zu sein? Ich sage: bei uns. Denn bei andern Völkern ist es anders. Das Gefällige des äusseren Schmukkes entbehrt dort selbst der wissenschaftliche Vortrag nicht. Lessing bemerkt bei Gelegenheit der Stelle im Seneka: *Ergo concedas oportet ex his quoque, quae sensum effugiunt, ceterum ratione prenduntur, esse in quibusdam unitatem corporum. Vide quomodo auribus tuis parcam. Expedire me poteram, si philosophorum lingua uti voluissem, ut dicerem unita corpora.* — „Ein merkwürdiges Beispiel wie sehr die guten *Scribenten* der Alten vor den Kunstwörtern der Schule sich gehütet haben!“ (Vergl. Wortmeng. S. 164 folg.) — „Woraus man, fährt er fort, zugleich sieht, daß ein großer Teil der lateinischen filosofischen *Terminologie* ohne Zweifel verloren gegangen, und Wolf manches barbarische Wort nicht hätte machen dürfen, wenn wir die Schulhefte der alten Philosophen übrig hätten.“ — Da diese barbarischen Kunstwörter (wie es mit allem Geschmaklosen, das heist, mit allem, was

equeitates, besteitates, femineitates, petreitates! Quid habet Paracelsus? elegantissima, nitidissima en: lorchatronassa, ovestrum, cheirionna, salamandrini, leffas, stannar, dudales, neufareni, adech, aniado, nymphidicas, terrelatos, aquastrum, iliaster, magorreo, leffantea, brassidella, iliastrum, cagastrium, pagoicum, duelech, ehibur, gilla, nostach. Quid proferunt nostri homines? (medici,) voces saepe sine necessitate barbaras adhibent. En lege et audi: vasa chylicificantia, vena proportionata, serum caccessens, latex gelatinosus, canaliculi appropriati, plus carnositatis. Idem fit in aliis litterarum disciplinis. Sed manum de tabula. Sunt barbara,“ J. G. Walchius.

das gesunde Gefühl empört, früher oder später zu gehen pflegt,) bis auf die letzte Spur verschwunden sind, so müssen auch wol die spizfindigen Begriffe, an die sie sich geheftet hatten, von keinem Belang gewesen sein. Sonst würden diese Begriffe ihre Zeichen gehoben und vor dem Untergang geschützt haben.

* * *

Ein Muster der überschwänglichsten unglaublichsten Geschmaklosigkeit ist eine, wie es scheint, vor Kurzem (das Drukjahr ist nicht angegeben;) erschienene Schrift, deren Titel schon von seltsamen Wortgebilden strotzt: „Dritte oder *katharonologische, archeologische, apriorilogische* Beantwortung der ersten reinvernunftkritischen Frage: wie ist *Reinmathematik* möglich? oder die *Reinanschauungen*. — *Atropos*. Die reine Vernunft in den Körperformverhältnissen oder *Metamathematik*.“ In dieser Schrift trifft man auf Prägungen, die der Verfasser wie im hüzigen Fiber ausgeschüttet zu haben scheint: *Critik* der Reinbestimmung und Reinwortung, der *Reinphantasirung* und *Reinanschauung*, *Abscission*, *Hudelabstraction*, *Tolabstraction*, *Frechabstraction*; *Kehrabstraction*, *Hyperabstracta*, *Hypermisabstracta*, *Frevelverachtung* der *Abstraction*, *Misabstractum*, *Misquasiabstractum*, *Pathologie* der *Verselbstung*, *Leerselbstung*, *Verurung*, die *Zunft* der *Hysteraprotera*, das *Metalogische*, das *Metanoo-ph'ysische*, *gnostische Manieen*; etc. etc. Der Schöpfer dieser Abenteuerlichkeiten, der, wie jezt fast

jeder Schulknabe, Begründer eines neuen filosofischen Lehrgebäudes ist, ruft, nachdem er sein Geisteskind ausgerungen, in seliger Entzückung aus:

Tantae molis erat Sophiae instaurare salutem!

Wenn es wahr ist dafs in jeder Schrift die Form mit dem Inhalt mehr oder minder im Gleichgewicht steht und beide sich brüderlich die Hand reichen, wie meint man wol dafs in dieser der Inhalt beschaffen sein möge? —

Und bei so ungeheuren Erscheinungen, die noch dazu, weil sie etwas Altägliches sind, von uns kaum bemerkt werden, *) plaudern wir dennoch ohne Unterlas von den Adlersschwüngen unsrer Geistesbildung und schauen wol gar verächtlich auf Nebenvölker herab. — Seht ihr denn nicht dafs, ehe euch das Pralen ziemt, ihr einen ganzen Augiasstal erst auszumisten habt? **)

*) Aus der Schrift eines Herrn Oken: Lehrbuch der Naturgeschichte, wurde im Reichsanzeiger vor Kurzem folgende Stelle ausgehoben: „Was ist eine Pflanze? was ist ein Tier? Die Pflanze ist die Dreiheit der Elemente, aber eigentlich nur der *planetaren*. Die Pflanze ist ein Ebenbild des *Planet*, ein Stein, der in sich alle *planetaren* Elemente in ihrer Vollkommenheit trägt, ein *individualisirter Planet*, oder ein *Planet* auf dem *Planet*.

Eine Pflanze, welche auf geistige Weise sich bewegt, heist Tier.

Das Tier ist als eine Vierheit der Elemente zu betrachten, oder als die Alheit der Natur in einem einzelnen *Planetkörper*, in einem Stein.“

Die Franzosen sagen von einem Menschen, der grofse Umschweifemacht um zu einem nah gelegenen Ziele zu gelangen, *qu'il va chercher midi à quatorze heures*. —

**) Ein Kritiker wundertsich in der jenaïschen Literaturzeitung (1812, 16 Oct.) dafs die Franzosen uns noch immer für halbe Barbaren halten und es un-

Wol kan man mit Recht sagen, dafs es noch keine Nation gegeben, bei der die Schriftsteller Sprache und Litteratur, das heiligste Gemeingut der Gesamtheit, in eine ekelhafte, stinkende Mistpfütze zu verwandeln so um die Wette sich beeifert hätten, als bei uns.

* * *

Der Mangel an Feinsin, an Gefühl für Schiklichkeit und Angemessenheit des Ausdrucks und überhaupt des Vortrags, durch welchen der schreibende Deutsche so auffallend von anderen gebildeten Nationen sich unterscheidet, hat auch darin seinen Grund, dafs bei ihm nicht, wie bei diesen, die Litteratur aus dem Leben, sondern einzig aus der Schule hervorgegangen ist. Unsere Schriftsteller kennen weder die Welt noch den Menschen; und so haben sie freilich keine Ahnung von dem, was für Welt und Menschen passend ist, oder nicht. Die Schule ist ihnen die Welt. Was jenseits liegt, ist für sie nicht da. Nur Gelehrsamkeit und spizfindiges Grübeln über wesenloses Hirngespinnst hat Wert in ihren Augen.*) — Man lese hierüber einen

begreiflich finden dafs wir von unserer Litteratur mit Selbstgefühl sprechen. „Wahrlich, sagt er, eine ganze Gesellschaft von Villers Männern (Männern wie Villers?) vermag vielleicht in Einem Menschenalter kaum solcher Verblendung und Unwissenheit entgegenzuarbeiten, und die aus Unkunde anmassenden und selbstzufriedenen Nachbarn zu überzeugen dafs sie unendlich viel in Kritik und schöner Litteratur von uns zu lernen haben!“

*) Von solchen Männern darf freilich eine Äußerung wie die folgende (Kayssler Einleitung in das *Studium* der Philosophie,) nicht befremden: „Die Dichter, als die Sprachbildner, haben durch uneigentlichen Begriff der Worte die menschliche Sprache für die

trefflichen Aufsatz des Herrn von Steigentesch im deutschen Museum (1812,) über deutsche Sprache und deutsche Litteratur, aus dem ich hier folgende Stelle, weil sie mit meinem Gegenstande, der Sprache, in unmittelbarer Beziehung steht, auszuheben mich begnüge: „Die Wissenschaften blieben, sagt er, mit wenigen Ausnahmen das Eigentum des Mittelstandes. Diese Gelehrten, von den höheren Ständen abgesondert, ohne Mitteilung, ohne Berührungspunkte mit dem geselligen Leben, gehörten nur ihren Büchern und ihrem Nachdenken und nie der Welt an, für die sie schrieben oder die sie schildern sollten, und die, wie ein unbekantes Land hinter der Scheidewand lag, die sie von ihr trennte. Daher läst sich der *speculative* Geist des Deutschen zum Teil erklären, der in seine Betrachtungen vertieft, das wirkliche Leben vergisst und so gern für die mühsame Entzifferung eines Begriffs, der nur ihm deutlich ist, ein hart klingendes Wort erfindet.

Ich glaube, die Zeit ist gekommen, wo wir es gestehen dürfen, wie weit uns der philosophische Zeitpunkt des großen Denkers in Königsberg von der Bildung entfernte, die auf das Leben wirkt. Wer und was hat dabei gewonnen? Die Sprache, auf die ich mich hier beschränke, ihre Weichheit und ihr Wohlklang gewis nicht. Diese Lehre, die beinahe zehn Jahre unsere besten Köpfe beschäftigte, erschuf Worte, über die der Ausländer erschrecken mus, und die der Deutsche, außer ihrem Erfinder, zum Teil selbst nicht

Erkenntnis der Wahrheit verdorben, und es wird die ganze Kunst der *Dialectik* und die strengste philosophische Untersuchung erfordert, um nur von dem Irrtum sich zu befreien.“ Wer wol kan sich des Lachens erwehren, wenn er einen deutschen Philosophen gegen Verderbnis der Sprache eifern hört!

verstand. So erhielten wir ein Wörterbuch über die kantische Philosophie, und dan sogar ein Wörterbuch über dieses Wörterbuch. Es war also eine neue Sprache, die in der alten entstand; und der Meister gestand endlich selbst ein, daß ihn seine eifrigsten Schüler nicht verstanden. Die Seuche sich in dieser Sprache auszudrücken ging endlich so weit, daß wir selbst eine Postlehre haben, also eine Lehre für die gemeinnützigste Anstalt in Europa, die in dem Unsin dieser Sprache vorgetragen ist.

Nun erschien in Deutschland eine Menschenklasse, die, wie die alten Ritter von ihrem Degen, jetzt von ihrer Feder lebten. Die ganze *Magisterwelt* dieser Schriftsteller warf der Hunger an den Schreibtisch, um ihren Magen durch die Anstrengung ihrer Hände zu beruhigen. So wuchsen die Meskataloge, die wir immer den Fremden stolz lächelnd vorhalten, um unsern Fleis zu beweisen, zu einer ungeheuren Dicke. Unglücklicherweise liegt in jedem Menschen der Trieb sein Gebiet zu erweitern, besonders wenn es die Geseze erlauben. Dieser Trieb und seine Folgen sind die Weltgeschichte; und es war also natürlich, daß der arme Mensch, der keinen anderen Punkt für seinen Ausflug hatte, als sein Papier, sich in Folianten auszubreiten suchte.“

* * *

Sind die Begriffe richtig, die mit dem Ausdruck: eine Sprache ist eine verdorbene, alle gebildete Völker verbinden, so wird kein Unvoreingenommener in Abrede sein, daß unsere Sprache wirklich bereits eine verdorbene nicht nur, sondern eine in fürchterlichem Grade verdorbene ist. Warum scheuen wir uns denn

dies Wort offen und ehrlich auszusprechen? Warum gehen wir leise tretend um die Wahrheit herum und erregen wol gar Staubwolken um sie uns und Anderen zu verbergen? Durch Verheimlichung, durch über-tünchende Beschönigung ward noch kein Schaden geheilt. — Wenn doch die Freunde der Wortmengerei uns und sich selbst fest und bestimmt auseinander setzen wolten, was sie bei den Ausdrücken: eine Sprache ist eine gesunde, und wiederum: eine Sprache ist eine verdorbene, sich denn eigentlich wol denken. Ihre Vorstellungen müssen hier von den Vorstellungen, die bisher allgemein in Gang gewesen, gänzlich abweichen. Denn wie möchte sich sonst ihr ungeregeltes Getreibe erklären lassen?

Oder lohnt es sich etwa der Mühe nicht in diesem Punkt die Begriffe zu läutern? Ist denn für die Literatur und für die geistige Bildung eines Volkes die Frage: ob die Sprache, die beides trägt, in Wust und Moder vergehe, oder nicht? eine so ganz unwichtige Frage?

Jean Paul Richter gibt zu (im Morgenblatt,) daß unsere Sprache eine verfälschte ist. Ist sie aber eine verfälschte, (wie dies aus den vielfach angeführten Beispielen denn doch wol unwiderleglich hervorgeht, — die um so lauter sprechen, da wir, von faulem Schlender betäubt, das Verfälschte in ihnen unerinnert kaum noch wahrnehmen würden; mit anderen Worten: da dies Verfälschte unser verdumpftes Gefühl schon nicht mehr beleidigt;) — ist, sage ich, unsre Sprache eine in hohem Grade verfälschte, so mus sie auch eine verdorbene oder verwilderte sein, wie die römische des Mittelalters, der sie an bunter Verworrenheit der Elemente schon jezt völlig zur Seite

steht. *) Denn wie eine in ihren Elementen, das heist, in ihren wesentlichsten Theilen, verfälschte Sprache eine gesunde noch heißen könne, ist dem gemeinen Verstande wenigstens nicht einleuchtend. Räumt man aber dieses ein; räumt man ein daß unsere Sprache bereits eine überschwänglich verwilderte ist, nun dan ruft uns ja wol die Vernunft selbst mit lauter Stimme zu: Sucht ihrer weiteren Verwilderung entgegenzuwirken, so lange ihr es noch könnt! Tut was in eurem Vermögen steht der elend Versiechten wieder zu Gesundheit und Kraft zu verhelfen! Denn den Menschen, der eine ihm werthe Kostbarkeit aus Trägheit im Schmuze verderben läst, wolwissend daß sie im Schmuze verderben müsse, und um so mehr verderben müsse, je länger sie im Schmuze liegen bleibe, — wie nent man den?

Freilich mag einer Nation, die mit ihrer Litteratur sich unmäßig brüstet, das Geständnis schwer ankommen: ihre Sprache halte mit der verwilderten römischen ungefähr auf Einer Linie. Aber wenn dies Wahrheit ist, so ist es ja doch wol mehr als kindisch diese Wahrheit nicht hören zu wollen.

Jean Paul meint, der Deutsche habe des Geredes über Reinigkeit der Sprache und des Vortrags bis zum Ekel sat; er möge darüber nichts mehr lesen. Schlimm freilich für den Deutschen, wenn dies sich wirklich so verhält. Er gleicht dan dem Strausse, der vor dem nachstellenden Feinde sich gesichert glaubt, wenn er den Kopf unter den Flügel taucht.

* * *

*) Man durchblättere nur die auf uns gekommenen Schriften des Mittelalters: man wird finden daß sie mit widerartigen, barbarischen Formen nicht mehr, ja im Ganzen ungleich weniger durchspikt sind, als die Sudelien unserer mehresten neueren Prosaiker.

Zwar der Deutsche dürfte wirklich gegen eine für Litteratur und Geistesbildung der Nation so höchst wichtige Angelegenheit, würde sie ihm in das rechte Licht gestellt, sich weniger gleichgültig beweisen, als Mancher wol vorgibt. Aber viele Schriftsteller, die bisher den barbarischen Unfug mechanisch mitgetrieben, schämen sich jetzt ihr Unrecht einzugestehn; und da sie ohnehin durch den öffentlich ergangenen unwillkommenen Aufruf in ihren Kreisen sich unsanft gestört fühlen, so möchten sie die Aufmerksamkeit des Volkes von diesem Gegenstande lieber ganz ablenken.

Ein sehr verständiger Man sagte mir, als er meine Abhandlung gelesen: Auftreten wird Niemand gegen Sie; denn Ihre Gründe sind dem gesunden Verstande zu einleuchtend; und wer, der seiner fünf Sinne mächtig ist, möchte wol leugnen daß unter der Feder vieler Schriftsteller die Sprache wirklich bereits zur Doppelsprache geworden? — Aber auch Niemand für Sie. Man wird Ihre Schrift durch Schweigen niederzuschlagen suchen. Sie verdienen den Dank der Nation; und die Sprecher derselben werden Ihnen im Rücken hämische Gesichter schneiden für Ihre Bemühungen. Das Schlechte hat sich leider mit tausend Wurzeln und Fasern an uns geklammert, und wir müßten verbluten, wenn wir es ganz und auf einmal auszureuten unternähmen. Auch achten unsere Gelehrten die Sprache — so sehr sie von ihrem hohen Werte mitunter sich durchdrungen stellen, — doch wirklich viel zu wenig, als daß sie sich die Mühe geben solten auf ihre Veredlung ernstlich hinzuarbeiten. Sie waren Barbaren bis jetzt, und befanden sich recht wol bei ihrer Barbarei. So wollen sie auch forthin Barbaren noch bleiben. —

Auch in dem eisernen Zeitalter der lateinischen Sprache erhob sich wol hie und da ein gesund fühlender

Einzelner, der auf das Abscheuliche des misbräuchlich eingeführten Mischmaschs die öffentliche Aufmerksamkeit zu richten suchte. Aber er wurde von der klug sich dünkenden Menge überhört entweder oder gar verachtet.

* * *

Jede Sprache hat ihren eigentümlichen Charakter, der von dem Charakter anderer Sprachen streng und scharf sich unterscheidet: ein Satz, den kein Vernünftiger leugnen wird. — Dieser Charakter liegt aber nicht bloß in den Wortverbindungen, in den Redeformen, in der Wortstellung, etc. er liegt zunächst und vorzüglich in den Wörtern selbst, als den Elementen, das heist, den wesentlichsten Theilen der Rede. Jedes französische, jedes lateinische Wort hat seinen festumrissenen Charakter, der mit dem Charakter seines Ganzen in Einklang steht, und dies Wort einzig für die französische, einzig für die lateinische Sprache passend macht. Schlept man es nun unverändert oder mit widerartigen Veränderungen in eine andere, gleichfalls für sich dastehende Rede hinüber, so muß diese dadurch in ihrem Charakter, der ja mit dem Charakter der lateinischen und französischen durchaus nichts gemein hat noch haben kan, notwendig gestört und verfärbt, mithin verfälscht oder verdorben werden. Diese Wahrheiten sind so einfach, daß man sich fast schämen sollte sie vor Männern auszusprechen. *)

*) Auch wir reden wol mitunter von dem Charakter unserer Sprache. Nämlich wir denken sie uns dan in ihrer Reinheit, von dem fremden Wuste gänzlich geschieden. Je mehr wir dieses fremden Wustes in sie hineinschleppen, desto charakterloser muß sie unabstreitbar werden. Wenn ein neuerer Schriftsteller sagt: „Der

Wenn Wolf (*Cic. Orat. p. Marc.*) in der Vorrede sagt: „*Vehementer errare videntur, qui hanc aetatem, quam vulgo argenteam vocamus, de ipsius (latinae) linguae neglectu et depravatione accusant, quasi post Ciceronem Latini latinis vocabulis uti desiissent.*“ so gilt ihm offenbar ungeordnete Einschleppung fremder, widerartiger Wörter für das Hauptkenzeichen einer verdorbenen Sprache.

* * *

Unter dem häufig von mir in der Schrift über Wortmengerei gebrauchten Ausdruck: grammatische Formen, begreife ich zunächst die Silben der Ableitung und der Biegung und der Abwandlung, — nächst den Wörtern (diese Silben waren ursprünglich selbst Wörter;) die begründenden Elemente der Sprache. Der Sprachkörper ist eben nur eine Zusammensetzung von Wörtern und grammatischen Formen. Aus der Art ihrer Verbindung und ihres gegenseitigen Einwirkens aufeinander gehen die Redeformen hervor. Wörter und grammatische Formen sind das Wesentlichste in einer Sprache, (sie sind in ihr, was in der

Schmarozer *magnetisirende* Kasserollendampf der lüsternsten *Residenzküchen* hatte mir *tout à coup* ins Gesichtsfrentispiz und durch die *Nervensympathie* in die mit ihm *allirte* Nachbarschaft gekizelt;“ oder: „*Consternirst* *surprenirende Vehemenz*;“ und ein anderer: „*Charmant* gesagt. Es ist ein *complet* schäuderhaftes Vergnügen zu *observiren* in welcher kurzen Zeit Sie Ihren Geist *cultivirt* haben. Sie reden so *mythologisch*, daß Beiner, Borchart und der selige Jablonsky Sie umarmen würden, wenn sie das *Plaisir* hätten Sie zu hören;“ (Freim.) so möchte man fragen, welcher Charakter (außer etwa des tölpelhaft Wizigen,) diesem Kauderwelsch wol zuzuschreiben wäre?

Musik die Töne sind;) und auf ihrer Einheit, auf ihrem Charakter beruht zunächst die Einheit und der Charakter des Ganzen. Abweichungen in den Redeformen, weil durch sie die Sprache in ihren Elementen nicht verletzt wird, tun ihrer Einheit und ihrem Charakter weniger Eintrag, als Abweichungen in den Wörtern und den grammatischen Formen. Fremde Wörter und fremde grammatische Formen, einer selbständigen Sprache aufgeheftet, sind buntscheckige Lappen, mit denen man ein einfarbiges Kleid behängt. Fremde Redeformen sind, was in einem nach einheimischer Sitte gefertigten Kleide ein fremder Schnitt etwa sein würde, abspringend von dem Gewöhnlichen, aber nach Beschaffenheit der Umstände sogar gefällig und schön. Eine fremde Redeform, mit Geist und Gefühl der Sprache eingeflochten, ist des edelsten, reinsten Ausdrucks empfänglich. Nicht so ein fremdes Wort oder eine fremde grammatische Form. (*Publicum, Enthusiasmus, Plaisir, Raisonement, Délicatesse; — ausschandiren, spendabel, Schwulität, burschicos; — Sprachreformatores, Facta, Factorum, Codicibus;*) Durch Aufnahme fremder Redeformen ward noch keine Sprache zerstört. So lange die römische mit feiner Wahl nur griechische Eigentümlichkeiten der Fügung und der Zusammenstellung sich aneignete, stand sie unerschüttert. Sie versank erst dann, als sie wild und regellos auch fremde Wörter an sich riß.

Es läßt sich demnach mit Recht behaupten daß unter allen Krankheiten, denen eine Sprache unterworfen sein kan, ungeordnete Wortmengerei (die wir als etwas so Gleichgültiges zu betrachten uns gewöhnt haben; mit der wir, wie die junge Kaze mit der Mähne des schlafenden Löwen so ahnungslos spielen;) wie

wie die scheuslichste, entehrendste, so auch die verderblichste, zerstörendste ist. Denn sie greift sie nicht etwa nur in Nebendingen, nein, sondern in ihren wesentlichsten Theilen, also unmittelbar in ihrem Leben, an; sie greift sie, eben weil sie keine Regel kent; weil ihr demnach kein Ziel gesetzt werden mag, wie ein Wurm und wie ein stets wachsender Wurm, rastlos und unaufhaltsam und immer gieriger um sich fressend, an.*)

Da die Begriffe so mancher unserer Schriftsteller von Spracheinheit und Sprachreinigkeit noch immer so unstät herumzuschwanken scheinen, so war es vielleicht nicht überflüssig hier über diesen Gegenstand ein berichtigendes Wort zu sagen. Herr von Steigentesch klagt in seinem Aufsatz deutsche Sprache und Litteratur betreffend, (deutsches Museum, 1812,) über Sprachverunreinigung; man sei von Lessings und seines Zeitalters Sprachreinheit gänzlich abgewichen. Offenbar versteht er hier unter Sprachverunreinigung nicht die Verunreinigung der Sprache durch fremde Wörter. An diesen hat es Lessing in seinen Schriften wahrlich nicht fehlen lassen. Er meint die Sprachverunreinigung durch fremde Redeformen, die doch die Spracheinheit ungleich weniger stört, als jene. Indes auch hier hätte er sich erinnern sollen, dafs Lessing unter uns manche französische und lateinische Form zuerst aufgebracht hat.

* * *

*) Ich möchte fragen: Gibt es auch wol noch einen andern Weg, auf dem eine Sprache verderben könnte, als eben gesezlose Wortmengerei? — Und wenn dieser Weg auch nicht der einzige wäre, so gibt es doch unstreitig keinen, der sicherer und schneller, als er, zu diesem Ziele führte.

Ich sagte: Wörter und grammatische Formen sind in der Sprache, was in der Musik die Töne sind. — Jedes Instrument hat seine eigenen Töne, wie jede Sprache ihre eigenen Wörter und grammatischen Formen. Man denke sich ein Violinsolo vorgetragen auf einer Geige mit gesprungener Saite, deren fehlende Töne die zustimmenden Laute eines einfallenden Blasinstrumentes vertreten sollten. Dies würde doch wol nicht mehr Musik, es würde possenhaftes macaronisches Tongemengsel nur sein, — um so possenhafter und macaronischer, je edler der Inhalt des aufgeführten Kunstwerks wäre. —

Wenn nun aber in der Musik, wenn in der Malerei, wenn in allen Künsten zerstörte Einheit der Elemente oder des Stofs nicht blos schlecht, sondern abscheulich ist; wenn sie das Wesen derselben gleichsam aufhebt und in ihren Kreisen das Schöne in seiner Wurzel zertritt: wie sollte denn in den Redekünsten allein eben diese zerstörte Einheit gefällig oder schön oder für den feineren Sin auch nur erträglich sein können?

Jean Paul Richter spricht (im Morgenblatt,) von campischkolbischer Sprachreinigkeit. Ob er von campischkolbischer Spracheinheit auch wol gesprochen haben würde? Ich dünkte, was gesunde Vernunft und gesunder Geschmack gebieten; was bei allen gebildeten Völkern Gesez ist; was unter uns nur durch die Barbarei eines anerkannt verwilderten, eisernen Zeitraums abkam,*) könnte genau genommen weder campisch noch kolbisch heißen.

* * *

*) Man frage sich doch wann und wie und durch wen die Sprachmischerei in der regellosen Gestalt, in der sie unter uns ihr Wesen treibt, zunächst aufgebracht worden? Was von Barbaren ausging, kan doch wol selbst kaum anders als barbarisch sein.

Was für seltsame Begriffe von Sprachreinigkeit in dem Kopfe selbst manches Bestreiters der Wortmenge-
 rei sich doch noch immer herumtreiben! Kinder-
 ling sagt in seiner Schrift über die Reinigkeit
 der deutschen Sprache und die Beförde-
 rungsmittel derselben: „Aus diesem erhelt
 dafs die deutsche Sprache schon jetzt vergleichungsweise
 auf eine vorzügliche Reinigkeit Anspruch machen kan,
 da hingegen der Franzose, Spanier, Portugiese, Ita-
 liäner und Engelländer, vorzüglich aber der erstere,
 kaum zwei Zeilen schreiben können ohne lateinische
 Wörter zu gebrauchen.“ Als ob lateinische Wörter
 nicht eben der Grundstof der französischen Sprache
 wären! Alle von dieser Sprache aufgenommene latei-
 nische Wörter, die den Regeln der französischen Wort-
 bildung folgen, gehören wesentlich als echte Teile zum
 Ganzen, und so kan keines derselben als widerartig es
 verunreinigen oder entstellen. Rousseau schuf die
 Wörter *aimant* (als Beiwort: *une ame aimante*;) und
expansif, die streng mit dem Strome der Sprache flie-
 ssen. Sie haben nichts in ihrem Bau und in ihren Be-
 standteilen, was sie von der Masse des Ganzen schiede.
 So weichen sie auch in ihrer Färbung nicht aus; und
 weit entfernt Sprache und Vortrag zu schänden, wür-
 den sie vielmehr selbst in der höchsten Poësie als schön
 und edel noch auftreten.

Wörter dagegen wie *Individualität*, *Situation*, *Sa-
 gacität*, *Procedur*, *Consequenz*, *scurril*, *obsolet*, *trivial*,
indispensabel, *Obstination*, *Reminiscenz*, *frappant*, *odiös*,
Corruptel, *Veteran*, *Raisonnement*, *Détail*, *Etourderie*,
Caprice, etc. sind weder aus deutschen Elementen zu-
 sammengesetzt, noch folgen sie in ihrem Bau den Re-
 geln der deutschen Wortbildung. Sie fallen ganz und
 durchaus aus unserer Sprache heraus, — so ganz und

durchaus, wie die Scheusale, *walapauz*, *wehading*, *wiederboran*, *notnumfti*, etc. aus der lateinischen Sprache herausfallen; wie roh irokesische oder hottentottische Wörter aus jeder selbständigen, in sich beschlossenen Sprache herausfallen würden. *) Daher das Widrige, Schlechte, macaronisch Possenhafte ihres Ausdrucks. Wir verstehen sie zwar wol. **) Ihre Bedeutung bleibt ihnen nach wie vor. Aber mit dem Übertritt in ein fremdes Element, in welches sie nicht passen, gehn die Farben, die ihnen in ihren Grundsprachen eigen sind, unwiederbringlich verloren. Für den Verstand leben sie fort; für das Gefühl erstarren sie.

Dafs demnach durch die ungeordnete Wortmenge-
rei unsere Sprache bestimt in zwei Hälften zerfällt, die

*) Auch Formen wie *metaphora*, *thesis*, *dilemma*, *metonymia*, etc. fallen ja in ihren Elementen und zum Teil in ihrem Bau aus der römischen Sprache heraus. — Wahr; aber eben weil solche Wörter mit dem Charakter des Ganzen in entschiedenem Widerspruche stehn, gestatteten ihnen die Römer, wie ich wiederholentlich in meiner Abhandlung bemerkt, auch nur zu Nebenwerken der Sprache, nicht zu der Sprache selbst den Zutritt. Jene Wörter als wissenschaftliche sprechen nur zu dem Verstande, treten selten und fast blos als Ausnahme in der Rede auf, und haben mit der Sprache, sofern sie als Kunstwerk genommen wird, nichts zu tun.

**) Und freilich scheinen manche unserer Ästhetiker der Meinung zu sein, dafs jedes Wort gut ist, wenn es nur verstanden wird. „An und für sich, sagt einer der berühmtesten, ist uns der Geburtsort jeder Sprache — es erhelt aber aus dem Zusammenhange, dafs er nicht blos von Sprachen, sondern auch von Wörtern spricht, — gleichgültig, sobald wir sie verstehn!“

— Zupfte ihn denn der Cynthier nicht am Ohre, als er dies niederschrieb? Wörter wie *walapauz*, *wehading*, *wiederboran*, *notnumfti*, etc. verstanden ja auch die Römlinge des Mittelalters.

offenbar blos durch den Inhalt sich berühren, blos dadurch daß sie (und auch dies nur für die oberen Klassen,) die fortlaufende Verständlichkeit des Vorgetragenen nicht unterbrechen. *) In allem übrigen stehn

*) Bei gelehrten Wörtern wie *Antiperistasis*, *Krokylegmos*, *Philokalie*, *Philomathie*, *Bisellium*, etc. fällt auch diese Gemeinschaft weg. — Ein solches Wort past so sanft in die Sprache wie die Faust ins Auge. Es ist ein leeres Etwas, das, man weiß nicht warum, sich verwirrend in die Rede legt und ohne Absicht und Zweck, ohne irgend einen vernünftigen Grund den gleichmäßigen Fluß derselben stört; ein Ding, das eben nur dasteht um dem Leser zu sagen: ich bin ein griechisches oder lateinisches Wort.

Warum Jean Paul Richter in der S. 1, angeführten Stelle das Wort *Bisellium* wol eingeflochten haben mag? — welches er, damit es für die Mehrheit seiner Leser nicht ein hohles Geklingel bleibe, selbst durch *Zweisiz* hinterher zu übersezen sich gezwungen sieht. Ein guter Schriftsteller muß sich doch eines Grundes bewußt sein, warum er eben dieses Wort hinschreibt, und kein anderes. Oder ist es unter der Würde eines guten Schriftstellers, sich um die Natur und Beschaffenheit der gebrauchten Zeichen zu bekümmern? — Doch es lautet etwa wiziger, wenn man durch unverständliche lateinische Wörter sich ausdrückt, als durch verständliche deutsche? Wiziger? Pedantischer vielleicht wol; aber auch wiziger?

Warum läst überhaupt Jean Paul mit sichtbarem Behagen so viel fremden Unrat aus seiner Feder fallen? Fühlt er denn das Abenteuerliche, Widersprechende, ja Ungeheure einer Sprache nicht, die zugleich sie selbst ist, und auch nicht sie selbst? die abwechselnd in dreifacher Gestalt, mit dreifachem Charakter auftritt, jetzt als deutsche, dan als französische, und dan wiederum als lateinische Sprache? einer Sprache, eines geschlossenen Ganzen gleichartiger Wörter also! die mit Wörtern spricht, welche ihr nicht angehören; die demnach keine Sprache, kein geschlossenes Ganzes gleichartiger

sie fest und streng geschieden und voneinander gänzlich unabhängig da.

An einem anderen Orte bemerkt Kinderling: „Denn die französische Sprache, welche für die wichtigsten Begriffe keine eigene Ausdrücke hat, ist gar keiner Reinigkeit fähig.“ — Es ist noch viel anderes Schiefgedachtes in dieser von der berlinischen Akademie gekrönten Preisschrift. Von Einheit der Sprache ist in derselben nirgends auch mit Einem Worte nur die Rede. Selbst Campe hat diese nur wie im Vorübergehn berührt. Adelung spricht oft und viel von Spracheinheit; aber — was sich freilich kaum begreifen läßt, — immer nur in Bezug auf landschaftliche Wörter. Die fremden musten ihm, da er es der Mühe nicht wert achtete für den Gebrauch derselben Regeln festzusezen, die Spracheinheit nicht zu verletzen scheinen. Klopstock war der erste, der durch das vielfach von mir gebrauchte Bild eines Mischmaschs von Ölfarben und Wasserfarben, so wie durch die Wortmeng. S. 208 folg. angeführte lateinischfranzösisch-deutsche Übersetzung aus dem Milton, bestimmter auf dies Hauptgesez der Sprache hinwies. *) Doch auch

Wörter mehr ist? — er, der in andern Punkten so rein und zart empfindet?

Er bekent selbst dafs die Wortmengerei unsere Rede verfälscht, mithin doch wol verdorben hat. Warum, stat der Entwürdigten hülfreich die Hand zu bieten, läßt er, der doch den hohen Wert der Sprache zu fühlen scheint, es sich vielmehr angelegen sein, durch Lehre und Beispiel angelegen sein, sie noch tiefer zu stellen, als sie wirklich schon steht?

*) Die Grammatiker und Ästhetiker anderer Völker hatten keine Veranlassung dieses Hauptgesezes mit einigem Nachdruck zu erwähnen, weil bei ihnen die Spracheinheit nur in unbedeutenden Einzelheiten verletzt wird. Wem, der über Musik, über Malerei schreibt, fällt es

er hat hier den Faden nur angelegt, nicht fortgesponnen. Vielmehr gesteht er den fremden Wortformen (gram. Gespr.) edlen Ausdruck sogar noch zu. „Der schleppenden Silbe *iren*, läst er die Silbe *En* sagen, mus ich oft genug weichen. *Adorare* oder *adorer*, *adoriren*. Zu der Zeit, da *iren* noch nicht aufgekommen war, machte ich *signare* (*cruce*) zu segnen. Durch *iren* wird *méliren* aus *méler*, aber nicht *batiren* aus *batir*, obgleich *i* schon da ist. (Unsere Neueren haben sich über diese Regel hinweggesetzt: *serviren*, *réüssiren*, *approfondiren*, *applaudiren*, *sentiren*, *divertiren*; etc.) Ich mag indes wol dafs sie sich so ungleich ist und sich hier ihrer erschlichenen Rechte gewöhnlich begibt. Denn nun haben die Leute weniger Anlas zur Einmischung fremder Wörter. Doch wer kan wissen ob es uns nicht bevorsteht, dafs man sich für den Abgang des französischen *batir* durch englische Wörter schadlos hält, und nachdem man sich wegen der neuen Goldader genug *uppuffirt* und *blubscheekirt* hat, so lange darauf los *schufliren*, *hotschpotschiren* und *balderdaschiren* tut, bis uns Hören und Sehen vergeht. Wortbildung: Denkst du nicht an das einheimische *hausiren* und was dem anhängig ist? *En*: Es war mir unangenehm davon zu reden. *Adoriren* und das übrige Gewimmel hat wenigstens nichts Unedles; aber *hausiren*, *gastiren* und wie sie weiter lauten, haben

auch wol ein von der diesen Künsten so unentbehrlichen Einheit der Elemente, der Farben, meine ich, und der Töne, zu sprechen? Sie wird als sich von selbst verstehend vorausgesetzt. Es klänge ja läppisch, wenn man einem angehenden Maler sagen wolte: Du must in einem Ölgemälde nur Ölfarben, in einem Pastelgemälde nur Pastelfarben auftragen; oder einem Flötenbläser: Du darfst den beschränkten Tonkreis deines Instruments durch eingemischte Töne des reicheren Pianoforte nicht erweitern.

das volauf.“ — Freilich unbegreiflich, daß eben der Man, der jene Übersezung verfertigte, aus welcher das überschwänglich Barbarische, mithin doch wol das Unedle der Sprachmengerei mit so grellen Farben hervortrit, von dieser dennoch in so gelindem Tone sprechen konnte. Hausiren, gastiren sind um nichts schlechter als *adoriren*, *meliren*, wie *characterizare*, *baptizare* um nichts besser sind als *pulverizare*, *solennizare*.

Daß Nikolai dieser Endsilbe ihr Unedles absprach, ist freilich weniger auffallend.

* * *

Ich führte in meiner Schrift über Wortmengerei als Beispiel des Pedantischen im Vortrag folgende Stellen an: „Es ist nicht alles Gold, was die alten Poëten haben, und dienen namentlich des Horatii mancherlei *Carmina* mehr zu einem Muster des *Metri*, als zur Nachfolge der *Construction*, die mannichmal so versteckt und verworfen ist, daß sich wol hundert sonst geübte *Grammatici* daran möchten zu Tode suchen. Wer das vor eine Vollkommenheit hält, mus wol im Haupt verirrt sein. Denn es bleibt dabei: *Prima scribentis virtus est perspicuitas*. Vielleicht hat es dem Horatio nicht alzeit fließen wollen, ob er gleich *ex aureo saeculo*; und es wäre ja wol abgeschmakt zu sagen: er ist *ex aureo saeculo*; ergo hat es ihm alzeit fließen müssen. Hat aber Horatius mit Fleis *obscur* geschrieben, so gemahnt er mich wie ein Gaukler, der den Leuten *hocus pocus* vormacht, oder ein renommirter Gleichnis anzubringen, wie der *Nodus gordius*, darin auch ein Alexander die Fugen nicht finden kan.“ Dornmeier. — „Der unmäßige Gebrauch der *Ephithetorum* wird getadelt auch an etlichen alten *Scriptori-*

bus, namentlich an dem *Apulejo*, der darin *excedirt* hat. Jedoch ist einem *Incipienten* ein kleiner Überflus wol erlaubt, und werden junge Leute um deswillen zur *Imitation* des *luxuriirenden Styli* angehalten, damit es ihnen an der Rede nicht fehle. Wenn das *Judicium* zu seiner Reife kömt und der *Apparatus rerum* nicht fehlt, wird die Rede schon in Schranken können gehalten werden.“ Dornmeier.

Dafs diese dornmeierschen Stellen wirklich überschwänglich pedantisch klingen, werden unter unsern Wortmischern auch selbst die abgestumpftesten wol nicht leugnen. Woher denn nun dafs dies Pedantische sogleich gröstenteils verschwindet, wenn man die lateinischen Wörter beseitigt? „Es ist nicht alles Gold, was die alten Dichter haben, und dienen namentlich Horazens mancherlei Lieder und Gesänge mehr zu einem Muster des Versbaus, als zur Nachbildung der Wortfolge, die manchmal so versteckt und verworfen ist, dafs sich wol hundert sonst geübte Sprachkundige daran möchten zu Tode suchen. Wer das für eine Vollkommenheit hält, mus wol im Haupt verirrt sein. Denn es bleibt dabei: Die erste Tugend des Schreibenden ist Deutlichkeit. Vielleicht hat es Horazen nicht immer fließen wollen, ob er gleich aus dem goldenen Zeitalter war; und es wäre ja wol abgeschmakt zu sagen: er war aus dem goldenen Zeitalter; also hat es ihm alzeit fließen müssen. Hat aber Horaz mit Fleis dunkel geschrieben, so gemahnt er mich wie ein Taschenspieler, der den Leuten Gaukelkünste vormacht, oder, ein edleres Gleichnis anzubringen, wie der gordische Knoten, darin auch ein Alexander die Fugen nicht finden kan.“ — „Der unmäßige Gebrauch der Beiwörter wird auch an etlichen alten Schriftstellern, namentlich an dem *Apulejus*, getadelt, der darin aus-

schweifend gewesen. Jedoch ist einem Anfänger ein kleiner Überflus wol erlaubt, und werden junge Leute um deswillen zur Nachbildung der üppigen Schreibart angehalten, damit es ihnen an der Rede nicht fehle. Wenn das Urtheil zu seiner Reife kömt, und es an Stof nicht fehlt, wird die Rede schon in Schranken können gehalten werden.“ — Kan es auch wol noch einen entscheidenderen Beweis geben, daß nicht sowol in dem Inhalt oder in den Wendungen, als vielmehr in den fremden Wörtern selbst; und zwar nicht etwa nur in dem einen oder dem anderen, nein, sondern in allen das Pedantische hier liegt? *)

Und so wäre also zwischen dem Vortrage eines Dornmeier und dem Vortrage unserer heutigen Schriftsteller wirklich kein anderer Unterschied, als daß dort des Pedantischen nur mehr, hier nur weniger ist! daß dort das Scheusliche in Strömen, hier nur in Bächen fließt!

Auf welcher Stufe der Geschmacksbildung mag aber eine Nation wol stehn, die, so sehr sie mit ihrer Literatur sich brüstet; so unablässig sie durch ganze Schwärme hochfliegender Ästhetiker bearbeitet wird, es dennoch bis jetzt der Mühe nicht wert achtete, ich wil nicht sagen von pedantischen, mithin auf das plumpste entstellenden Elementen die Trägerin der

*) Daß eben diese Wörter in der Grundsprache durchaus nichts Pedantisches im Ausdruck weder haben noch haben können; daß sie sonach in dieser wesentlich edlerer Natur sind, als in der unsrigen; daß folglich unsere Prosa schon dadurch allein, daß sie mit solchen Wörtern sich überladet, um mehrere Grade unter die römische herabsinkt: dies würde ich als dem gesunden Sin zu hel entgegenspringend hier nicht ausdrücklich bemerken, wenn es nicht Menschen gäbe, denen man das Licht selbst erst beleuchten mus, wenn sie es sehen sollen.

Litteratur, die Sprache, zu säubern, sondern nur zu untersuchen, welche Elemente derselben pedantisch sind, oder nicht?

Der barbarische Schlendergeist übrigens, der diesen Dornmeier fremden Unrat ganz ohne Not von allen Seiten her zusammenzuscharren trieb, ist bei der Mehrzahl unserer Schreibenden auch jetzt noch immerfort lebendig rege. Sie greifen hastig und blindlings auf, was ihnen eben am nächsten steht, zufrieden wenn sie sich dem Leser nur verständlich machen. Denn dafs der Stil sich aus Wörtern zusammenflechte und durch jedes schlechte, mishellige Wort entstelt und geschändet werde; dafs das Schreiben eine Kunst etwa wol sein möchte, oder dafs zu gefälliger Darstellung des Gedachten noch etwas mehr gehöre als Feder und Papier und Dinte und ein paar gesunde Finger, — wem von ihnen fällt das wol ein?

* * *

Ein Herr Pöliz, der als Grammatiker die Sprache läutern, nicht beschmuzen sollte, schüttet Fragen aus wie die folgenden: (S. Campens Wörterbuch, 4ten Teil, die Nachschrift;) „Denn so gewis der Begriff Stil ein Gattungsbegriff ist, der blos in seinen *Speciebus*, als Stil der Poësie, der Beredsamkeit, und der Prosa, und zwar in diesen drei *Speciebus* *)

*) Man bemerke dafs der pedantische Ausdruck lateinischer Wörter in unsrer Sprache noch um ein Beträchtliches steigt, wenn sie auch auf lateinische Art gebogen werden. Die *Sprachreformatores*, der *Sprachreformatorum*, den *Sprachreformatoribus* klingt dreimal pedantischer, als die *Sprachreformatoren*, der *Sprachreformatoren*, den *Sprachreformatoren*. Natürlich: weil dort aus dem rein deutschen Grundstof der Charakter des Lateinischen sich noch schneidender heraushebt, als hier.

wieder nur in einer der drei Schreibarten — erkannt werden kan; etc.“ — „Unsere Klassiker *primi, secundi et tertii ordinis*.“ — Wer so liederlich, so barbarisch pedantisch sudelt, hat offenbar das Recht verloren als Mitwirker zur Veredlung einer Sprache öffentlich aufzutreten.

Leider läst sich die eben ausgesprochene Bemerkung auf so manche unserer Grammatiker anwenden. Denn wie schreiben in der Regel diese Männer? Ich denke eine gebildete Sprache ist eine solche, in der der Sprechende und der Schreibende mit Reiz und Anmut und Geist sich ausdrücken können. Denn unabhängig von der Rede oder dem mündlichen und schriftlichen Vortrage, mit anderen Worten, als ein Abgezogenes gedacht, hat die Sprache für den Verständigen keinen Wert. Wie mögen nun aber zur Bildung einer Sprache Männer wol beitragen, die in allem, was aus ihrer Feder geht, nur zu offenbar zeigen, dafs ihnen für Reiz und Anmut des Ausdrucks und der Darstellung der Sängänzlich gebricht? Wer kan sich, um hier nur Ein Beispiel anzuführen, durch das adelungsche Gesudel hindurcharbeiten? *) — So erklärt sich freilich

*) Solte man für möglich halten dafs nicht ganz unbedeutende Männer, ein Jenisch z. B. (selbst ein Ästhetiker!) und ein Schwab in Stutgard Adelungs Stil schön gefunden haben! Der letztere nent den Man sogar einen geschmakvollen Grammatiker! — Mein Got! auf welcher niedrigen Stufe der ästhetischen Bildung stehen wir Deutschen noch immer! Über alles Denken haben wir das gesunde Gefühl verloren — oder vielmehr nie unter uns aufkommen lassen.

Wehe dem Volke, bei dem die filosofische Bildung der Bildung des Geschmaks vorangeht! Die letztere kan bei einem solchen immer nur kümmerlich gedeihen. Oder um es anders zu sagen: ein solches Volk wird den Staub der Barbarei nie ganz von sich abschütteln.

sehr leicht die Erscheinung, daß der feiner gestimmte Schriftsteller auf die Entscheidungen unserer Sprachforscher nicht achtet; ja daß er ihre Schriften gar nicht einmal lesen mag; — daß ihm, wenn er sie ja zur Hand nimmt, das Arzt, hilf dir selber bei jeder Zeile sich unwiderstehlich aufdrängt.

Soll ich sagen was ist? Wir haben bis auf diesen Augenblick noch keinen Grammatiker gehabt, der über die Sprache mit Geschmack geschrieben, der sie von der Seite des Schönen gefast hätte. Und doch ehe wir sie nicht als ein ästhetisches Kunstwerk behandeln, ehe wird der Deutsche keine Liebe, keine wahre Zuneigung zu derselben gewinnen.

* * *

Wie ist es doch möglich daß man nach den (Wortmeng. S. 275 folg.) aus Bahrdts Verkleidung des Tacitus angeführten Beispielen den wesentlich unedlen Ausdruck fremder Wörter in unsrer Sprache, ihre todte, geist- und seelenlose Färbung noch immer kek wegleugnen kan?

Es ist ja klar daß, so wie in einer Schrift der Ton sich nur einigermaassen über das Gemeine erhebt, der grössere Teil des abheimischen Wustes, seines an sich untadelhaften Inhalts ohngeachtet, widerwärtig nicht nur, sondern — für den Feinerfühlenden versteht sich, — empörend und abscheulich wird.

Ich bediente mich S. 34, des treffenden Gleichnisses: Man denke sich ein Violinsolo vorgetragen auf einer Geige mit gesprungener Saite, deren fehlende Töne die zustimmenden Laute eines einfallenden Blasinstruments vertreten solten. Dies würde doch wol

nicht mehr Musik, es würde possenlaftes, macaronisches Tongemengsel nur sein, — um so possenhafter und macaronischer, je edler der Inhalt des aufgeführten Kunstwerks wäre. *)

Klopstock, der als Künstler, nicht, wie Bahrdt, als mechanischer Sudler arbeitete, hat gleichfalls aus dem Tacitus einige Stellen zu verdeutschen versucht. Hier des grellen Abstands wegen eine derselben: „Diese den Friesen abgeschlagene Gegend nahmen die Ansibaren in Besiz, ein mächtigeres Volk, nicht nur durch seine Zahl, sondern auch durch das Mitleid der Nachbarn, weil es, vertrieben von den Chauzern und ohne Heerd, um sichere Zuflucht in der Fremde bat. Bojokal, berühmt unter diesen Völkern und einer unserer Getreusten, unterstützte die Ansibaren und führte für sich an: er sei zu den Zeiten der cheruskischen Empörung auf Hermans Befehl gefesselt worden, und habe darauf unter Tiberius und Germanikus Kriegsdienste getan. Zu einem fünfzigjährigen Gehorsam komme nun noch dafs er sein Volk unsrer Herrschaft unterwerfe. Wie viel Feld liege nicht ungebaut, nach welchem etwa einmal das Vieh der Soldaten übergeschift werde? Sie möchten sie doch erhalten, sie wenigstens unter ihre Heerden, fern von Menschen, aufnehmen: wenn sie anders nicht Einöde und Wüste freundschaftlichen Völ-

*) Ich frage hier den Leser, was er von dem Geschmack und der Kennerschaft eines Mannes wol urteilen würde, der an einer Musik wie diese sich ergözen könnte? Ob er einen solchen Man wol für berechtigt halten würde einen Anderen, der durch das scheusliche Tongemengsel sich empört fühlte, achselzukkend zu behohnlächeln und wol gar einen Pedanteu und Puristen zu schelten? — Wenn hier von Beiden einer ein Barbar, das ist, ein roher, alles Sins für das Edle und Schöne ermangelnder Mensch zu heissen verdient, so frage ich wer?

kern vorzögen. Die Chamaver hätten einst diese Gegenden, hierauf die Tubanten und dan die Usipier inne gehabt. Der Himmel gehöre nicht mehr den Göttern, als die Erde den Menschen zu, und wo die leer sei, da sei Aller Eigentum. Hierauf blikte er nach der Sonne, redete zugleich die anderen Sterne als gegenwärtig an, und fragte sie: ob sie denn so gern unbesohntes Feld anschauten? und warum sie es nicht lieber den Länderräubern mit dem Meere überströmten? Avitus blieb unbewegt. Man müsse sich der Herrschaft der Besseren unterwerfen. Den Göttern, welche er anflehe, gefalle es einmal das Geben und Nehmen in der Willkühr des Römers sei, und das der keinen Richter über sich erkenne. Dies sagte er den versammelten Ansibaren; allein Bojokal verhies er Land, der Freundschaft eingedenk. Dieser verachtete das als Verräterlohn, und so brach er ab: Es kan mir Erde fehlen, auf der ich lebe, aber nicht auf der ich sterbe. Sie trennten sich mit Zorn. Die Ansibaren baten die Brukerer, die Tenchterer und noch entlegnere Nationen *) ihnen beizustehn. Avitus schrieb an Curtilius Mancias, den Legaten des oberen Heeres, er solle über den Rhein gehn und sich dem Feinde im Rücken zeigen. Er selbst führte die Legionen in die Landschaft der Tench-

*) Dieses durch lange Verjährung veredelte Wort wird selbst von der Poësie nicht abgewiesen:

Zwo gewaltge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besiz.
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizak und den Bliz.

Schill.

Widrig dagegen, ja abscheulich sind die später gebildeten Ableitungen, *national*, nach Anderen *nationel*, *Nationalität*, *nationalisiren*, *entnationalisiren*! *Pol. Jour.* Vergl. Wortmeng. S. 196, 7.

terer und drohte mit Verwüstung, wenn sie sich nicht absonderten. Nun verließen diese. Mit gleichem Schrekken taten es die Brukerer. Auch die übrigen mochten nicht länger Gefahr mit Fremden teilen. Und so entwichen die Ansibaren ungeschützt zu den Usiern und Tubanten. Von diesen vertrieben, dan zu den Katten flüchtend, hierauf zu den Cheruskern, wurden sie nach langem Herumirren, hier Gäste, da notleidend, dort Fremde, nirgends in der Heimat, die Jünglinge getödtet, und was unfähig zum Kriege war, als Beute verkauft.“

Die Übersezung ist vortreflich, ganz im Geist und Ton des Tacitus, gedrungener Kraft und durchaus edel, ohne doch in das poëtische Gebiet abzuschweifen. Aber man versuche einmal fremde Formen einzuflechten, mit anderen Worten, die Einheit der Sprache und des Vortrags aufzuheben: „Diese Gegend nahmen die Ansibaren in *Possess*.“ — „Bojokal, berühmt und gewichtvol unter diesem Volke durch *Celebrität* des Namens.“ — „Einer unsrer getreusten *Alliirten*.“ — „Er sei zur Zeit der cheruskischen *Insurrection* auf Hermans *Ordre arrétirt* und gefesselt worden, und habe darauf unter *Commando* des Tiberius und Germanikus einige *Campagnen* mitgemacht.“ — „Wie viel Feld liege nicht *uncultivirt*, nach welchem etwa einmal das Vieh der Soldaten *transportirt* werde!“ — „Warum sie es nicht lieber den *Usurpatoren* mit dem Meere überströmten?“ — „Sie trennten sich mit Zorn und *Indignation*.“ — „Avitus schrieb dem Legaten der oberen *Armée*, er solle den Rhein *passiren*; etc.“ — und der Geist ist mit eins verflogen, das Edle, Übereinstimmende, Zusammengreifende des Ausdrucks zerstört, das trefliche Gemälde zur schlechtesten *Sudelei* herabgesunken. Wer fühlt nicht auf das lebhafteste,

teste, wie hier plötzlich das Gemeine, Pedantische, macaronisch Possenhafte an die Stelle des Schönen und Edlen tritt!

* * *

Und glaubt man denn, daß die Wortscheusale, die im Mittelalter die römische Sprache zur barbarischen machten, durch etwas anderes schlecht sein konnten, als eben auch nur durch einen solchen ihnen beiwohnenden gemeinen, unedlen, macaronisch possenhaften Ausdruck? —

Ich habe übrigens absichtlich nur solcher Fremdheiten mich bedient, die wirklich in Gespräch und Schriften bei uns sehr gäng und gäbe sind und also doch wohl für eingeführt gelten müssen. Mögen die eifrigen Verfechter des Herkömmlichen, sie, die, was der Misbrauch in Umlauf gesetzt, so gern zu einem echten Teile der Sprache erheben, jezt selbst urteilen, ob diese schon längst abgegriffenen Wörter edlerer und besserer Natur sind, als was frisch und neu aus dem Ausland in unsere Sprache geschlept wird.

Man kan wol annehmen daß auch bei den Barbaren des Mittelalters viele, ja die meisten der widerartigen Wortformen, die ihre lateinischen Schriften entstellen, im Verkehr des Gemeinlebens wirklich in raschem Umtrieb gewesen. Denn wie wären sie sonst in die aus den Trümmern der Römerin entstandenen Mischsprachen zum Teil übergegangen?

* * *

Jean Paul Richter meint, das Unedle fremder Wörter in unserer Sprache rühre daher, weil sie

beschränkteres Inhalts sind, als in ihren Grundsprachen, (als die ihnen entsprechenden deutschen Ausdrücke, sagt er zwar eigentlich; aber da jenen Wörtern in den Grundsprachen durchaus nichts Unedles anhaftet, so mus er ihnen auch wol in diesen eine allgemeinere Bedeutung zuschreiben;) und er führt *Ukase*, *Decret* als Beispiele an. Dafs manche fremde Wörter in unserer Sprache wirklich beschränkteres Inhalts sind, als in ihren Grundsprachen, läst sich wol nicht leugnen. Aber doch gilt dies von einer übergrossen Menge der eingeschlepten Fremdheiten mitnichten, am wenigsten von rein menschlichen Allgemeinbegriffen: *Etourderie*, *Politesse*, *Arroganz*, *Pusillanimität*, *Impetuosität*, *Indiscretion*, *Autorität*, *Sagacität*, *Simplicität*, *Indolenz*, *Ambition*, *Animosität*, *Indulgenz*, *Calamität*, *Pietät*, *Deität*, *Luxus*, *Imagination*, *Realität*, *Impertinenz*, *Incongruenz*, *Inconsequenz*, *Indignation*; etc. die im Inhalt ihren Grundwörtern völlig zur Seite stehn, und doch keinen besseren Ausdruck haben, als ihre beschränkteren Gesellen. Sie würden die Poësie, die eben im Kreise des Allgemeinen sich am frölichsten bewegt, ja überhaupt jeden sich nur etwas erhebenden Vortrag, den historischen zum Beispiel, auf eine nicht minder empörende Weise schänden, als Formen wie *Decret*, *Armée*, *Commando*, *Corps*, *Escadron*; etc.

Aber selbst der Saz: die Wörter werden durch Beschränkung ihrer Bedeutung in ihrem Ausdruck verfärbt und entedelt, dürfte wol nur für einzelne Fälle gelten. Nicht selten tritt gerade das Gegenteil ein: das beschränktere Wort ist gut und das allgemeinere schlecht. Ich führe hier als Beispiel nur das vielen unserer gelehrten Schriftsteller so geläufige Scherwenzelwort *Veteran* an. In seiner erweiterten Bedeutung, da es überhaupt einen in seinem Fach ergrauten Arbeiter bezeich-

net, hat dieses Wort einen schlechten, steifen, pedantischen Ausdruck; der Leser fühlt sich plötzlich unter die staubigen Bänke der Schule versetzt. In seiner ursprünglichen, beengteren, wo es ausschliessend die unter den Waffen altgewordenen Kriegersleute der römischen Legionen andeutet, ist es so reiner Färbung, dass es selbst den geschichtlichen Vortrag nicht entehren würde.

Ein Gleiches gilt von dem Wort *Furie*, welches entweder auf die bekante mythologische Gottheit, manchmal überhaupt auf ein sinbildliches Wesen, mithin auf einen besonderen Begriff hinweist:

Die losgelasne Furie der Wut
Ruft keines Feldherrn Stimme mehr zurük.
Schill.

oder auf den abgezogenen Begriff Wut: „Mit unbeschreiblicher *Furie* kamen die Feinde auf uns losgerant.“ Die letztere Wendung würde man doch wol kaum einem Zeitungsschreiber verzeihen. Jederman fühlt dagegen das Edle und Schöne des schillerischen Ausdrucks.

Wir wissen ja aus dem Verhandelten bereits dass die Sprache eben solche Bezeichnungen der Fremde am liebsten veredelt, die besondere, also doch wol beschränktere Begriffe aussprechen.

Wolte man die Wörter der französischen Sprache mit ihren lateinischen Grundwörtern vergleichen, so dürfte sich auch wol finden, dass manche derselben in ihrem neuen Elemente ihren Inhalt verändert und entweder erweitert oder zusammengezogen haben. Ich führe hier, um doch Ein Beispiel zu geben, das Wort *Fontaine* an, welches im Römischen nur die allgemeine Bedeutung eines Quells oder Borns, nicht, wie im Französischen,

auch die beengtere eines künstlichen Springbrunnens hat. Wie komt es denn, daß ihnen dennoch jener Charakter des Unedlen, Gemeinen, Platten nicht eigen ist, der in unsern Fremdheiten so grell hervortrit? *Fontaine*, *Springbrunnen*, würde selbst in der Poësie mit Ehren noch auftreten.

Daß viele fremde Wörter sinlicher Bedeutung, die den Gehalt ihrer Grundwörter vollständig erschöpfen: *Tamborino*, *Narzisse*, *Anemone*, *Gitarre*, etc. einen durchaus reinen Ausdruck haben, möchte Jean Pauls Meinung etwa zu begünstigen scheinen. Aber wie würde er es denn wol erklären, daß andere derselben Klasse, rein französische vornehmlich: *Tambourin*, *Jalousie*, (*Fensterrahmen*), *Fontaine*, etc. dennoch durch widrige Färbung das Gefühl beleidigen? Völs hat in seiner Dithyrambe das Wort *Tamborino* gebraucht, ohne dadurch seinen höheren Vortrag zu entstellen:

— Ihr belustiget mir das Ohr,
O Pandor' und *Tamborino*, und o Klingeler in dem
Schwung!

Man denke sich hier das französische *Tambourin*! Wie entstellend es aus dem Ton des Ganzen herausfallen würde! — Woher nun dieser Unterschied des Ausdrucks in Wörtern, deren Bedeutung doch völlig gleich ist?

„Wenn man, sagt er weiter, in dem zwar talentverworrenen, doch talentreichen Trauerspiel *Cadutti* aus der höheren *Region* des Allgemeinen plötzlich durch die Worte: „„Und was sich mildern läst, sol in der *Appellationsinstanz* gemildert werden;““ in die juristische *Region* herabstürzt, so ist eine ganze Szene ge-

tödtet; denn man lacht bis zur nächsten.“ *) Man denke sich an der Stelle des lateinischen Wortes *Appellationsinstanz* einen deutschen Ausdruck von völlig gleicher Bedeutung, so dürfte das Pedantische, und mit diesem das Unedle, Gemeine, Empörende gröstenteils sogleich verschwinden. *Offensiv-* und *Defensivallianz* würden unter höheren Allgemeinheiten nicht minder Lachen erregen, als *Appellationsinstanz*. *Schutz-* und *Truzbündnis* gar nicht.

Und woher denn, wenn der angegebene Grund erschöpfend wäre, den lateinischen Wörtern ihr mehr pedantisch, den französischen ihr mehr gekkenhaft gemeiner Ausdruck? Oder haben für den gesund fühlenden Deutschen die Wörter *Horreur*, *Etourderie*, *Plaisir* nicht einen ganz anderen Charakter, als die Wörter *Sprachreformatores*, *Sprachreformatorum*, *Sprachreformatribus*? Woher nun, frage ich, diese zwiefache Färbung? — welche schlechterdings durch nichts als durch Nebengriffe, und zwar durch Nebengriffe, die das Fremdsein dieser Wörter, ihre nicht deutsche, sondern französische and lateinische Natur ihnen anbildet, und notwendig anbilden mus, auf eine befriedigende Weise sich erklären läst.

Endlich wenn in allen Künsten zerstörte Einheit der Elemente, weil sie den Genießenden nicht auf ebenem Boden sanft fortschreiten, sondern über Stok und Stein wild und hastig wegstolpern läst, widerwärtigen Ausdruck erzeugt, so ist wol kein Grund vorhanden, warum die Künste der Rede allein hier eine Ausnahme machen solten. Wie den Beschauer eines Gemäldes

*) Eine glückliche Wendung, die uns das macaronisch Possenhafte (*le burlesque*) des Sprachgemisches lebendig vor die Sinne bringt.

ein ungeordneter Wirwar von Ölfarben und Wasserfarben; wie den Hörer einer Musik ein verworrenes Gemengsel widerstrebender Töne empört: so mus auch den Leser einer Schrift, die für ein Kunstwerk sich ausgibt, ein regelloser Mischmasch gegeneinander schreiender Wörter notwendig empören, — wenn er anders ein rechter Leser ist, das heist, ein Man, der in der Kunst fein fühlt. *)

Doch gesetzt auch das Unedle der fremden Wörter hätte wirklich seinen Grund bloß in der Beschränktheit ihrer Bedeutung, bleibt deswegen dies Unedle weniger unedel? Und kan man es wol im Ernst einer Sprache zum Verdienst anrechnen, daß sie mit so wesentlich schlechten Elementen — ihre Schlechtheit rühre übrigens woher sie wolle, — ohne Maas und Ziel sich überfüllt? Man denke sich eine Rede, die zur größeren Hälfte aus lauter Wörtern bestünde von so gemeinem, unedlem Ausdruck, wie Tornister, Schurigelei, besakken, Wanst, Geilheit! (Wormeng. S. 284, 5,) die auch selbst die höchsten, wichtigsten Begriffe durch so schlechte Zeichen auszusprechen kein Bedenken trüge: eine solche würde doch wol eine gebildete nicht, sie würde eine barbarische nur heißen können. **)

*) Wenn im macaronischen Stile der Mischmasch fremder Wörter wesentlich possenhaft (*burlesque*) in seinem Ausdruck ist, — doch wol nur weil er die Einheit seines Stoffes, der Sprache nämlich, die ihm zu Grunde liegt, aufhebt und vernichtet: so erkläre mir, wer es vermag, wie eben dieser Mischmasch in unserer Prosa, wo dieselbe Vernichtung der Einheit erfolgt, edel und schön oder der Würde des Schreibenden, der nicht etwa vor dem Pöbel auftritt, sondern vor der Nation, angemessen wol sein könnte.

**) Ich weis wol daß es in allen Sprachen gemeine Wörter gibt und geben mus. Aber die Ausländerei setzt uns au-

In jeder recht gebildeten Sprache wird immer mehr oder weniger der Ausdruck der Wörter mit ihrem Inhalt sich ins Gleichgewicht zu setzen wissen. Wo beides grell auseinander fällt; wo der Inhalt mit dem Ausdruck in entschiedenem Widerspruch steht, da ist nicht Sprache mehr, sondern nur rohes, ungeschlächtes Geplauder.

* * *

Sehen wir denn nicht daß selbst unsere besseren Schriftsteller, durch das faule Element, das sie stündlich und augenblicklich umfließt, wie stumpf und fühllos geworden, die fremden Wörter ganz ohne feinere Wahl und wie der Zufal sie ihnen eben unter die Feder führt, ihrem Vortrag einflechten, völlig unbekümmert ob der Inhalt des Vorgetragenen edler oder unedler, allgemeiner oder beschränkter Natur sei? ob diese Wörter zu diesem Inhalt stimmen oder nicht? Strozen unsere Geschichtsbücher, unsere Romane, unsere Prunkreden sogar nicht überall von ausländischem Unrat? Ich führte von Jean Paul selbst, Wortmeng. S. 208, ein auffallendes Beispiel an: „Und so wil ich denn die Blutbögen, die aus dem Herzen aufspringen, und so spielend das Menschenhaupt und das Menschenich in der Höhe erhalten, wie ein Springbrunnen die darauf gelegte Hohlkugel schwebend trägt, diese *Fontaine* wil ich mit dem Dolch ableiten, damit das Ich niederfalle.“ In dieser Stelle, unter diesen Umgebungen ist das Wort *Fontaine* doch wol nicht weniger empörend, augenblicklich in den Fal auch da gemein zu sein, wo Gemeinheit nicht hingehört, — eben weil sie die bedeutendsten Begriffe sogar antastet und mit ihrem Schmutze beflekt.

als in dem von ihm angeführten Trauerspiele das Wort *Appellationsinstanz*.

Wol den Schriftstellern anderer Sprachen, daß sie nie in dem Fal sein können solche ungeheure Misgriffe zu tun! daß sie nie in dem Fal sein können so plözlich und so plump aus dem Tone des Edlen und Schönen in den Ton des macaronisch Possenhaften abzugleiten! Vergl. Wortmeng. S. 269.

* * *

Der eben genante Schriftsteller erinnert in seiner Ästhetik, daß die Verbannung ausländischer Wortformen unsern Vortrag im Fach des Komischen und der Satire sehr beschränken würde. „Wer vollends, sagt er, Scherz versteht und folglich liebt, dem nähme Campe alles mit dem Ausland; — und in den Programmen über das Lächerliche ists weitläufig dargetan wie wenig deutscher Spas *florire* ohne *passiven* Handel mit den Franzosen.“ *) Diesem Einwurf bin ich in meiner Abhandlung mit einigen Worten schon begegnet. Hier nur noch die Bemerkung: Bei der Unter-

*) Ob der Verfasser hier den Unterschied zwischen leichtem, geistreichem Scherz und schwerbelebter, durchfallender Posse wol festgehalten hat? Da die fremden Wörter im Deutschen wesentlich geistloses Ausdrucks sind, so müssen auch die in diese Wörter eingekleideten Späße und Einfälle an geist- und seelenlosem Ausdruck (der nirgends empörender ist, als im Vortrage des feineren Scherzes,) mehr oder minder notwendig krankten. Wie viel Schriftsteller haben wir wol, die den Ton des munteren Wizes von dem täppischen Affen desselben, dem derb lustigen, plump zugreifenden Burschenton, zu unterscheiden vermöchten! Vergl. S. 30, die Note.

suchung über Verwerflichkeit oder Unverwerflichkeit der Wortmengerei sollte nie die Frage sein: Ist sie diesem oder jenem Schriftsteller bequem? Taugt sie oder nicht in seinen Kram? Wohin solche Rücksichten führen können und müssen, liegt am Tage. Dem Franzosen fehlt es an malerischen Zusammensezungen, vorzüglich an zeitwörtlichen, für die höhere Poësie. Was für ein ekelhaftes, geistloses, verworfenes Ding würde aus seiner Sprache wol werden, wenn sie, um diese allerdings sehr bedeutende Lücke auszufüllen, aus der unsrigen ganze Schwärme solcher Zusammensezungen (daherrasseln, umsäuseln, überdonnern, zusammenstürmen, etc.) sich schöpfen wolte, unbekümmert ob sie mit ihrem Ton und ihrer Weise und ihrem Charakter in Widerspruch stünden oder nicht? Hier darf schlechterdings keine Frage gelten, als die: Kan die Wortmengerei mit dem Wesen der Sprache, mit dem, was sie ihrer Bestimmung gemäs als Kunstwerk und als gemeinsames Verständigungsmittel Eines Volkes sein sol, wol bestehn? Mit anderen Worten: die Gründe für oder wider die Zuläfsigkeit derselben müssen aus der Natur selbst der Sprache genommen werden, nicht aus Dingen, die aufser ihr liegen.

Es gibt kein Bedürfnis eines Schriftstellers, mag es heißen wie es wolle, das der Sprache gebieten könnte keine Sprache mehr zu sein, sondern ein barbarisches Kauderwelsch.

* * *

Die Sprachmenger des Mittelalters, sagt man beschönigend, schöpften aus rohen, ungebildeten Reden; wir sprechen nur gebildete an. — Wer sieht nicht

dafs dieser Unterschied kein Unterschied ist? Verfälscht und von ihrer Natur abgewandt wird doch wol eine selbständige Sprache nicht minder, ob sie aus gebildeten, ob aus ungebildeten Reden ihr Widerartiges sich nimt. Auch der barbarische Mischmasch eines Menantes, auch der pedantische eines Dornmeier setzte sich ja aus den Elementen gebildeter Sprachen zusammen. Blieb dieser Mischmasch darum weniger barbarisch oder pedantisch?

Unsern Alten fehlte es an Geist. Wir treiben Wortmengerei mit Geschmack und Feinsin. — Wortmengerei mit Geschmack und Feinsin? Eben so gut möchte man sagen: wir sind plump und unbeholfen und zufahrend täppisch in allem, was wir tun, aber mit Anstand. Und glaubt man denn dafs ein Menantes, ein Talanders sich nicht auch geschmackvolle Schriftsteller zu sein dünkten? dafs sie auch nur von fern das Abscheuliche ihres Gemengsels ahneten? Man lasse durch erwachendes Bessergefühl dem Unwesen unter uns Einhalt geschehn: so wird unser, wie wir wähnen, verfeinerter Mischmasch die Nachkommenschaft nicht weniger empören, als uns jezt der Mischmasch unsrer Vorfahren empört. Wol kan das Schlechte eine Zeit lang, die Augen der Menge verwirrend, in die Farben des Gefälligen sich kleiden; (wie dies im Gebiet der Mode so manche auffallende Erscheinung beweist;) aber die Jahre streifen ihm die erborgte Umhüllung ab, und es steht endlich kahl und nackt und blos in seiner ganzen Häslichkeit da. — Was an und für sich plump und geschmaklos und barbarisch ist, das mus früher oder später als plump und geschmaklos und barbarisch allgemein auch anerkannt werden.

* * *

Man spricht höhnisch von Sprachverbesserern, von Männern, die das gemeinsame Eigentum umgießen wollen. — Sehen denn die Spötter nicht daß hier von keiner Veränderung, nicht einmal von einer unmittelbaren Berührung der Sprache die Rede ist? Es wird ja nur vorgeschlagen etwas, das doch wol nach ihrem eigenen Geständnis zur Sprache gar nicht gehört; *) etwas, das, wie sie wol jezt selbst nicht mehr leugnen werden, sie entstelt und verfälscht, sie mithin verderbt, ja gar zu zerstören droht, nicht etwa durchaus und ohne Unterschied, nein, nur zum Teil aus derselben zu verweisen. Es wird nur vorgeschlagen ein Unwesen, dem, wie es von vielen unserer Schriftsteller getrieben wird, die Spötter selbst diesen Namen nicht absprechen können, nach dem Beispiel aller gebildeten Völker durch Geseze zu zügeln. Hat denn Vofs, weil er dem fremden Schmuze immer aus dem Wege gegang-

*) Schon Adelnung macht die sehr gegründete Bemerkung, daß Wortmengerei nicht Sache der Sprache sei, sondern blos des Vortrags. „Die Untersuchung, sagt er, wie fremde Wörter in die Sprache aufgenommen oder nur in derselben gebraucht werden können, gehört nicht in die Sprachlehre, sondern in die Lehre von der Schreibart.“ Man sehe hier den Unterschied zwischen unserer Sprache und der englischen! Welchem englischen Grammatiker könnte es wol einfallen zu behaupten daß die ursprünglich französischen Elemente seiner Rede nicht wirkliche Teile derselben sind? — Der Franzose nent die Sprachmengerei *bigarrure du langage* oder *du style*, nicht *bigarrure de la langue*.

Unerhört freilich daß wir unserm Vortrage in ungezählten Schwärmen und ganz ohne Gesez Elemente eindrängen, die mit der Sprache schlechterdings nichts zu schaffen haben; die mit ihr auch nicht in der losesten Verbindung stehn. Gleichsam als ob Einheit nicht ebenso gut Hauptgesez des Vortrags wäre, als der Sprache selbst!

gen, in seinen Schriften die Sprache umgegossen?*) Ist ein Luther, ist ein Kaisersberg, sind so viele unserer älteren Schriftsteller, die dem abheimischen Wuste stets sorgfältig auslenkten, dem gemeinsamen Eigentum dadurch etwa zu nah getreten? Mus denn, wer reines, unvermisches Deutsch schreibt, die Sprache notwendig antasten? sie notwendig in ihrer Natur stören und verwirren? Ich sollte meinen reines, unvermisches, also unverfälschtes Deutsch wäre eben erst recht echtes Deutsch.

* * *

Die französische Sprache hat, wie alle Sprachen, eine Menge Wörter, die gesenktes, leichtes, selbst am Boden streifendes Ausdrucks sind; doch fast keines, das plumpe, geistloses, barbarisches wäre.

Ein Beispiel. Das Wort *têton* würde für die höhere, ernstere Schreibart nicht taugen. Aber wie reizend und geistreich in der leichteren! (Noch geistreicher dürfte dem Römer sein *papilla* geklungen haben:

Forma papillarum quam fuit apta premi!

welches sogar der epische Vortrag nicht verschmähte:

*Hasta sub exsertam donec perlata papillam,
Haesit, virgineumque alte bibit acta cruorem.)*

*) Ich kan hier noch Aug. Wilh. Schlegel nennen, der in allem, was er jetzt schreibt, (S. seine Aufsätze im deutschen Museum;) der fremden Wörter, wo er sie nur entraten mag, sich auf das strengste enthält.

— Wenn nun mehrere Männer durch die Tat zeigen, daß sie ausländische Bezeichnungen entbehren können, ohne daß ihr Vortrag deshalb erschlafe oder verarme, so ist es ja offenbar nur Seitensprung der Trägheit, daß man noch immer sagt: wir können ausländische Bezeichnungen nicht entbehren.

Man vergleiche damit das deutsche Mutterwort *Titte*. (*Zize*.) Wie plump und roh dagegen und für den Schriftsteller gänzlich unbrauchbar! Und doch hat der Klang nichts Widerstrebendes.

Umgekehrt wiederum ist das deutsche Wort *Braut*, wenn es schon durch Wolklang sich eben nicht empfiehlt, ungleich schöneres, gefälligeres Ausdrucks, als die französischen *fiancée*, *promise*.

Wieland übersetzt die Worte im Horaz:

*Hic dum sublimis versus ructatur et errat,
Si veluti merulis intentus decedit auceps
In puteum, foveamque, licet, succurrite, longum
Clamet: io cives! non sit, qui tollere curet!*

wie folgt:

Wenn so ein Mensch in seinem Aberwiz,
Unwissend wo, die Nase in der Luft,
Durch alle Gassen läuft und Verse rülpst,
Und drüber, wie ein Vogler, der aufs Amselfangen
Zu sehr erpicht ist, plumps! in eine Grube fält:
So zieh' ihn ja, wie laut er schreien mag,
Kein Mensch heraus!

und fügt die Bemerkung hinzu: „Ich bitte um Verzeihung für dies Wort. Aber es steht im *Original*, und steht so sehr am rechten Ort, daß ich es nicht um viel Geld geben wolte. Jedes minder anstößige Wort hätte das ganze Bild verdorben. Übrigens war Horaz ein Man, der sehr gute Gesellschaft zu sehen gewohnt war, und ich weis nicht warum wir in solchen Dingen eklere Ohren zu haben *affectiren*, als die *Terrarum domini* zu Rom.“

Hier verwechselt offenbar der Verfasser den Inhalt des Wortes mit dessen Ausdruck. *Ructari* war bei den

Römern ganz anderer Färbung als bei uns rülpsen oder bei den Franzosen *roter*. Dies beweist das abgeleitete *eructare*, welches selbst von der erhabensten Poësie zugelassen wurde — nicht blos in abgewandter Bedeutung:

*Interdum scopulos avulsaque viscera montis
Erigit eructans, liquefactaque saxa sub auras
Cum gemitu glomerat, fundoque exaestuat imo.*

sondern auch in eigentlicher:

*Nam simul expletus dapibus, vinoque sepultus,
Cervicem inflexam posuit, jacuitque per antrum
Immensus, sanie eructans, et frusta cruento
Per somnum commista mero; —*

In folgender Stelle des Cicero fließen beide Bedeutungen zusammen: „*Qui mihi accubantes in conviviis, complexi mulieres impudicas, vino languidi, conferti cibo, sertis redimiti, unguentis obliti, debilitati stupris, eructant sermonibus suis caedem bonorum atque urbis incendia.*“

Selbst das einfache *ructare* oder *ructari* weist der edlere Vortrag nicht zurück. Juvenal von einem Weibe der Vorzeit redend, sagt:

— *Haud similis tibi, Cynthia, nec tibi, cujus
Turbavit nitidos extinctus passer ocellos,
Sed potanda ferens infantibus ubera magnis,
Et saepe horridior glandem ructante marito.*

und Sidonius:

*Qui supra satrapas sedet tyrannus,
Ructans semideum propinquitates.*

Das abscheuliche Wort *rülpsen* wird kein Schriftsteller, der in der Sprache fein fühlt, außer etwa in der niedrig possenhaften Schreibart, zu gebrau-

chen sich gestatten, — eben so wenig als das, wenn schon durch eine andere Färbung, nicht minder widerwärtige *affectiren*.

Wie Wörter gleiches Inhalts von Sprache zu Sprache für das Gefühl gänzlich verschieden sind, eben so auch völlig gleich gebildete Redeformen. Virgil sagt:

Jamque ministrantem platanum potantibus umbram.

Diese Wendung, obschon der Natur unserer Sprache nicht unangemessen, widersteht in dieser oft durch etwas Schleppendes im Ausdruck, welches der lateinischen fremd ist: die Trinkenden Schatten bereits reichende Platane.

Aber, wird hier Jemand fragen, was ist denn eigentlich dieser Ausdruck, von dem hier und in der Abhandlung über Wortmengerei so wiederholt die Rede ist? Ich habe mich S. 40 eben dieser Abhandlung darüber schon erklärt. Es gibt in jedem Worte, neben dem Inhalt, noch ein geistiges Etwas, das blos dem Gefühle wahrnehmbar ist und es schmeichelnd entweder oder beleidigend anspricht; und dies Etwas ist es, was ich den Ausdruck, hin und wieder auch die Färbung der Wörter nenne. Freilich kan diese Erklärung nur für Den gelten, dem es selbst an Gefühle nicht gebricht.

Der Ausdruck ist es zunächst, der ein Wort zu einem schönen oder unschönen macht. Der Inhalt oder der Begriff macht es höchstens zu einem brauchbaren. *)

Wörter, die Allgemeinbegriffe aussprechen, sind zumeist eines geistreichen Ausdrucks empfänglich; we-

*) Krummacher nennt das Wort *Liberalität* ein schönes Wort. Im Französischen ist es wirklich schön. Bei uns ist es nur ein Wort, das für die oberen Klassen Inhalt hat.

niger solche, die besondere oder sinliche bezeichnen; am wenigsten wissenschaftliche, die ausschliessend zu dem Verstande reden,

Nämlich Allgemeinbegriffe entwickeln sich unmittelbar aus dem Geiste der Nation; besondere und sinliche kommen ihr von aussenher. Doch geht bei den Wörtern, die Sinliches andeuten, oft das Geistreiche ihres Gegenstandes auf ihren Ausdruck über. Dies gilt selbst von den fremden Formen derselben Klasse: Lyra, Gitarre, Chaos, Hyazinthe, Anemone; etc. in welchen die schnell angeregte Fantasie durch die kaum bemerkte abheimische Hülle rasch das Gefällige oder das Grosse des Inhalts ergreift.

Fremde Wörter, (Allgemeinbegriffe meine ich,) die die Nation, weil sie ihr Geist nicht erzeugte, auch mit ihrem Gefühl nicht bearbeitete, *) können gar keinen geistreichen Ausdruck haben. Denn der Geist, den in der Grundsprache das Gefühl des Volkes, welches sie spricht, in sie gelegt, mus bei Verpflanzung derselben in ein fremdes Element, mit dem sie im schroffsten Widerspruche stehn, notwendig verduften.**) Die

*) Wie möchte auch wol die Nation Wörter bearbeiten können, die schwarmweise und regellos nur Einzelne in die Sprache schleppen? die nur Einzelne verstehen und gegeneinander austauschen? Und was für Einzelne? Solche, die rastlos im Kreise des Abheimischen sich herumdrehend, durch Sin und Denkungsart der Nation fast fremd geworden sind.

**) Läst es sich auch nur denken, dafs wer die französische, wer die lateinische Sprache entweder gar nicht oder nur kümmerlich versteht, eine Ahnung haben könnte von dem Geiste, der von den Bildnern dieser Sprachen in die einzelnen Wörter derselben gelegt worden ist? einem Geiste, der offenbar nur durch lebendige Anschauung des Ganzen erkannt werden mag?

Die Bemerkung ist einfach und klar, und man möchte sich in der That wundern daß sie von Keinem noch gemacht worden. Oder wird man etwa leugnen daß das Gefühl der Nation es ist, welches den Geist in die Wörter ihrer Sprache legt?

Welchem Menschen von Sin, der die französische Sprache in seiner Gewalt hat, wenn er sie auch nicht eben bis in ihr Feinstes erschöpfte, könnte es im Ernst wol einfallen, Formen wie *Inconsequenz*, *Humanität*, *Prätension*, *Liberalität*, *fatigui*ren, etc. an Reiz und einschmeichelnder Gefälligkeit des Ausdruks mit den in ihr Ganzes harmonisch eingreifenden Grundformen *inconséquence*, *humanité*, *prétention*, *libéralité*, *fatiguer*, etc. auch nur von fern zu vergleichen?

Der gesamte Wortschatz einer Sprache, weil er aus dem bestimmten Geiste eines bestimmten Volkes geflossen ist, hat noch einen allgemeinen Ausdruck, (von dem besonderen jedes einzelnen Wortes verschieden,) der durch das Ganze geht, und in jedem Teile desselben sich kräftig wiederholt. Er ist es vorzüglich, der den Charakter der Sprache begründet. Fremde Wörter, als Schöpfungen eines anderen Volkes, wiederum von eigentümlichen Geistesanlagen, können diesen Ausdruck natürlich nicht haben: daher sie auch hier aus dem Element, dem sie sich aufgedrängt, als widerartig notwendig heraustreten müssen.

Daß demnach in der Sprache durch die Wortmischerei, wie die Einheit ihres Klangs und ihrer Formen, so auch die Einheit ihres Ausdruks, und mit dieser die Einheit ihres Charakters, gänzlich zerstört wird.

Wären bei uns die lateinischfranzösischen Wörter völlig eins in ihrer allgemeinen Färbung mit den einheimischen, so würde offenbar kein Grund sein, warum

sie in unserm Vortrage nicht, wie in dem englischen, überall da stehen dürften, wo die einheimischen stehn.

In der englischen Sprache haben sich, als sie zu einer Mischsprache verfiel, die französichlateinischen Elemente durch die Gährung geläutert und im Punkt des Ausdrucks mit den angelsächsischen völlig zur Einheit verschmolzen. Sie sind in dieser Sprache keine fremde Elemente mehr. Die Nation hat sie, sobald sie ihr wirkliches Eigentum geworden, unmittelbar und mit nicht minderem Fleisse bearbeitet, als die schon vorhandenen germanischen.

* * *

Würde die Frage aufgeworfen, wodurch eine Mischsprache von einer Doppelsprache, ich meine von einer abgeschlossenen, selbständigen Sprache, die gesezlos und schwarmweise fremde Wörter als aushelfende Stelvertreter nur aufnimmt, denn eigentlich sich absondere? so möchte der Hauptunterschied etwa so anzugeben sein: Eine Mischsprache ist eine solche, in der die Bestandteile zweier oder dreier Sprachen so innig sich vermischt und verschmolzen haben, daß der Sprechende an ihre ganz verschiedene Abkunft durchaus nicht denkt; daher sie gleichartig und eins in ihrem allgemeinen Ausdruck sind und so völlig gleichberechtigt nebeneinander stehn, daß sie nach Maasgabe ihres Inhalts und ihres besonderen Ausdrucks ohne Unterschied zu jeder Gattung des Vortrags, der höchsten wie der niedrigsten, taugen. *) In einer Doppelsprache bleibt

*) Dies ist die große Einheit, die die englische Sprache bei ihren ursprünglich sehr ungleichartigen Teilen dennoch zu Einem Ganzen erhebt. Ich möchte sie mit einem Instrumente vergleichen, (wenn es ein solches ge-

sich der Redende bewusst daß das zugelassene Fremdgut Fremdgut ist; daß die fremden Wörter zur Sprache nicht gehören. Dies bringt in ihren Ausdruck auch etwas Fremdartiges, zum Ganzen nicht Passendes, welches, eben weil es fremdartig und zum Ganzen nicht passend ist, ihn entedelt und verfälscht, daß er in der Rede, wie auf einem Instrument eine verstimmte Saite, abweichend mistönt. Denn wie fremde Wörter in ihrer Form und in ihrem Klange, also für Verstand und Ohr, von dem übrigen Stof der Sprache verschieden sind, so müssen sie auch in ihrem Ausdruck, das heist, in der Art, wie sie auf das Gefühl wirken, von dem-

E 2

ben könnte,) auf welchem Saiten ganz verschiedenes Stofs, Darmsaiten und metallene, in ihren Tönen gleichwol zur reinsten Harmonie zusammenstimmten. Denn bei genauerer Untersuchung dürfte es sich finden daß der Ausdruck (der Wörter und der Redeformen,) weil er unmittelbar das Gefühl anspricht, in einer gebildeten Sprache das Erste ist. — Ohne Einheit in ihrem allgemeinen Ausdruck ist jede Sprache, sie sei welche sie wolle, nur elendes Stükwerk, auseinander fallendes Kauderwelsch. Sobald diese Einheit in der römischen sich verlor, versank sie sofort zur barbarischen.

Für ein feines Ohr ist eine gegen die Regel verkürzte Länge oder verlängerte Kürze empörend; empörender für ein feines Gefühl ein Wort, das im Ausdruck aus seinem Ganzen fällt.

Ich bemerke hier noch daß in allen Sprachen durch das Wirken der Zeit und andere Ursachen einige der aufgenommenen Fremdheiten in den Strom dieses allgemeinen Ausdrucks geleitet werden, vornehmlich solche, die besondere oder sinliche Begriffe bezeichnen. Beispiele sind schon angeführt worden. Solche einzelne Wörter sind in einer beschlossenen, selbständigen Sprache eben das, was in der Mischsprache der Engländer die lateinischfranzösischen überhaupt sind.

selben verschieden sein. Daher die Erscheinung daß solche Wörter nicht nur den höheren Vortrag bis zum Abscheulichen entstellen, sondern auch in dem gesenkteren jeden feineren Sin empfindlich beleidigen. Wenn die Barbaren des Mittelalters ihr scheusliches Gemengsel nicht empörte, so lag der Grund eben nur darin, daß es ihnen, als Barbaren, an diesem feineren Sinne gebrach.

* * *

Die englische Sprache und die französische sind Mischsprachen. Das lateinische Gemengsel des Mittelalters, das canusinische Geplauder, dessen Horaz in seinen Satiren spottend erwähnt, der angelsächsischnormannische Mischmasch zu und nach den Zeiten Wilhelms des Eroberers, unser deutschlateinischfranzösisches Kauderwelsch — Schande für unsere Rede, daß man sie in dieser Gesellschaft nennen mus! — waren und sind Doppelsprachen, aus ineinander geschobenen, nicht miteinander verschmolzenen Elementen roh zusammengesetzt. Solche Sprachen haben bisher bei allen Völkern verdorbene oder verwilderte, auch entartete, ja barbarische geheissen. Nur unsere deutschen Ästhetiker geben sie für gesunde und gebildete aus. Mischsprachen sind wirklich Sprachen, aus gleichförmig bearbeiteten Stoffen aufgeführte Kunstgebäude. Doppelsprachen sind nur ein ungeordneter Haufen roher, noch unverarbeiteter Stoffe, aus denen etwa einmal ein Kunstgebäude erstehen mag. Jede Doppelsprache kan unter begünstigenden Umständen, bei träger Lässigkeit und gedankenlosem Schlendern der Schreibenden und Sprechenden, leicht zur Mischsprache werden, so wie jede Mischsprache einst eine

Doppelsprache notwendig gewesen sein mus. Aus der angelsächsischen Doppelsprache und der lateinischen im Mittelalter gingen die englische, französische, italiänische, spanische Mischsprachen zum Teil hervor.

Dafs demnach eine Doppelsprache, weil sie aus Mangel an Einheit keine innere Festigkeit hat; weil ihr das Band fehlt, das einzig Sprachen zusammenhalten kan, nur als ein Zwischengeplauder anzusehen ist, als ein blofser Übergang von Sprache zu Sprache, von einer Ursprache zu einer abgeleiteten. Sie selbst ist nicht Sprache mehr. — Hat es auch je eine Doppelsprache gegeben, die von Bestand gewesen wäre?

Jede Sprache geht der Einheit, (der Einheit des Ausdruks zumal,) als ihrem höchsten Gute, als einem durch ihre Natur selbst ihr gestekten Ziele nach; und wenn ihr diese Einheit abgeht, so ruht und rastet sie in ihren Bestrebungen nicht eher, als bis sie sie wirklich gefunden hat.

* * *

Was im *Journal des Luxus und der Moden* (März 1812,) von Shakespeare und seinen Kunstwerken gesagt wird, läst sich auf Sprachen überhaupt, und insbesondere auf unsere Ursprache anwenden: „Shakespeare steht in seiner *colossalen* Grölse in sich vollendet und im strengsten Abschlusse seiner *Individualität*, wie jedes seiner Werke, ewig als der Eine da, und Keiner kan den Schöpfer meistern, oder ihm den Willen aufdringen zu sein, was er weder sein wolte noch konte. Ihn in einem der geringsten Züge umbilden, seinem Leben ein fremdes und darum wider-

strebendes Element einsenken, — würde heißen ihm selbst das Leben nehmen. Kaum ahnend wie im Gebiete des Geistes nichts vom notwendigen Zusammenhange entblöst werden kan, wird sich nur eine frevelnde Hand an Shakespeare versuchen wollen. Denn es bleibt der große Dichter unverbesserlich, eben weil er Shakespeare ist, und nur dieser.“

Unsere Kunstrichter sprechen so oft von Einheit und schöner Übereinstimmung der Teile mit dem Ganzen, als notwendigen Bedingungen eines ästhetischen Kunstwerks. *) Dafs die Sprache, als Trägerin der Kunstwerke des Geistes, selbst auch ein Kunstwerk sein müsse, — diese so einfache Wahrheit, gleichsam das a b c, sol ich sagen ihrer Wissenschaft oder ihres Handwerks? haben sie, die im Gebiet des Schönen vor lauter Bäumen den Wald schon längst nicht mehr sehn, wie es scheint, noch nie bedacht.

Bei jeder anderen gebildeten Nation würde die Behauptung: der Vortrag, gleichviel ob ernster oder scherzhafter Natur, könne schön sein auch ohne Ein-

*) Selbst von Einheit der Sprache und des Vortrags (es scheint unglaublich;) entblöden sie sich nicht zu plaudern. Was für seltsame Begriffe mit dem Ausdruck: Einheit des Vortrags und der Sprache, diese Männer wol verknüpfen mögen? Man denke sich einen sprachmengenenden Barbaren des Mittelalters seinen Nebenbarbaren Einheit im Vortrag des gemeinsamen Mischmaschs nicht im Scherz etwa, sondern in vollem Ernste predigend! Kan denn in einem Tongemengsel, wie es S. 34 beschrieben wurde, oder in einem wild aus Ölfarben und Wasserfarben und Pastelfarben zusammengesudelten Gemälde von Einheit des Vortrags die Rede auch nur sein? Oder meinen sie vielleicht blos Einheit des Tons? Aber auch diese ist ja in einem auseinander fallenden, mit sich selbst in Widerspruch begriffenen Kauderwelsch ganz offenbar ein Unding.

heit, ohne harmonische Übereinstimmung seiner Elemente mit und unter einander, nicht blos lächerlich, sie würde barbarisch lauten.

So tretet doch Einmal aus eurem verdumpfenden Kreise heraus. Denkt euch im Besiz einer Sprache, die, was jede Sprache ihrer Natur nach sein sol; was die griechische und römische einst waren, und die französische, italiänische, spanische auch wirklich jezt noch sind, ein harmonisch gefügtes, mit sich selbst durchaus in Einklang stehendes Ganzes wäre; und fragt euch dan kaltblütig, was ihr von einer dritten wol halten würdet, die in ihren Wörtern und grammatischen Formen, so wie in der Färbung derselben für das Gefühl, also in ihren wesentlichsten Teilen und Eigenschaften, so hart und schrof auseinander ginge, wie die unsrige!

* * *

Die Bestimmung der Sprache, wird man bemerken, ist nicht blos ein Kunstwerk zu sein. — Dies wüsten Römer, Franzosen, Italiäner, etc. wol eben so gut als unsere ausschliessend dem derb Brauchbaren nachgehenden Sprachvermischer, sie, denen in den Elementen der Rede der Inhalt alles ist, und das Übrige nichts; die in den Wörtern eben nur Begriffszeichen sehn, wie der gemeine Mensch in dem kunstreichsten Prachtgebäude nur ein Haus sieht, das heist, ein Ding, in dem man wohnen kan. — Wäre jenen Völkern die Sprache ein reines Kunstwerk, und einzig das, gewesen, sie würden den Zutrit zu ihr auch sogar wissenschaftlichen und besonderen Bezeichnungen des Auslands nicht verstattet haben. *)

*) Und doch wie bescheiden und besonnen treten auch hier diese Nationen auf! Die Franzosen zumal, welche

Selbst bei der Wortmischerei, wie wir sie treiben, wendet etwa hier Einer noch ein, kan die Sprache als

selbst im Bezirk der Kunst und der Wissenschaft mit fast ängstlicher Geflissenheit dem Fremden stets aus dem Wege gingen, hierin ganz verschieden von dem Deutschen, der, wo er im Auslande etwas Brauchbares im Gange fand, immer täppisch zugrif und das Widerartige mit hastiger Eil in seine Sprache zog, ohne erst zu untersuchen, ob diese zur Aussprechung des Neuen nicht oft genügenden Stof schon geboten hätte. Selbst für solche Kunstbegriffe, die der Franzose aus der Fremde überkam, kent er fast nur einheimische Ausdrücke. Kriegskunst, Befestigungskunst, Jagd, Reitkunst, Fechtkunst, Tanzkunst, Kochkunst, die mehresten gesellschaftlichen Spiele, das Schachspiel, das Bretspiel, das Billiard, das Balspiel; etc. was die wechselnde Mode aufbringt: Kleidertrachten, Gerätschaften, neuumgehende Zeuge und Stoffe und Farben; etc. was zur Staatsverwaltung gehört: Abteilungen der Geschäftskreise, Namen der Beamteten und ihrer Obliegenheiten; etc. in allem diesem enthält er sich mit fast übertriebener Strenge der Bezeichnungen des Auslands und schliest sich, so weit er es nur immer vermag, in den Kreis des Vaterländischen ein. Woher diese auffallende Scheu des Abheimischen bei dem Franzosen? Sie läst sich fast nur aus dem angeborenen Feinsin der Nation erklären, die früh schon lebhaft fühlte — fühlte, sage ich, nicht grübelnd erst fand, — dafs da wo keine Einheit sei, auch keine Sprache sein könne, sondern nur Kauderwelsch. Kam etwa ein neuer Begriff des Auslands unter ihnen auf, so mochten sie sich lieber zu dessen Andeutung ein einheimisches, in das Ganze eingreifendes Wort selbst schaffen, überzeugt dafs mit dem Gebrauch die anfangs fehlende Anschaulichkeit sehr bald sich einstellen würde, als dafs sie sich entschlossen hätten ihre Rede, der greiflicheren Verständlichkeit wegen, mit widerartigen Bestandteilen roh zu durchflechten und so auch nur in Nebenzügen ihren Charakter zu verfälschen. Der Deutsche, der auf Form immer nur wenig gab; der überall nur das was, nie das wie berücksichtigte; dem es bei geistigem Genus, wie dem Heishungrigen bei körperlichem, um das Schmek-

Kunstwerk ja noch immer bestehn. — Wie? die Sprache könnte bei etwas, daß sie in zwei völlig von-

ken fast nie, bloß um das Satwerden zu tun war; (daher er sich vor anderen Nationen vorzugsweise die *solide* nent;) er, der, wenn schon er hundert Sprachen neben und durch einander lernt, unter allen gebildeten Völkern doch am wenigsten weis was Sprache ist, schlug den entgegengesetzten Weg ein, — auf dem er auch jetzt noch immer mechanisch fortschlendert. Und freilich wessen Magen derb genug ist Allgemeinbegriffen wie *stupend* und *charmant* und *Detail* und *Reflexion* und *Nationalität* und *Obstination* und *Individualität* und *Consequenz* und *Ostentation* und *Humanität* und tausend ähnlichen Trotz zu bieten, der wird ja auch wol Wörter wie *rochiren* und *Blouse* und *Marqueur* und *Courbette* und *changiren* und *Pirouette* und *Passade* und *Croupade* und *Manège* und *Curée* und *Parforcejagd* und andere Ausdrücke dieser Art ohne große Mühe verdauen können.

Ein Sprachforscher, F. W. Schwabe, führt in seiner *neuorganisirten Grammatik* dem Leser Wortscheusale vor, wie *Nompropreadjectif*, *Nomappellatifadjectif*, *Nomadjectifnuméralmultiplicatif*. „Es gibt auch *Deponente*, deren *Passifperfectpassifabundant* ist!“ —

Ich erwähnte der Sucht des Deutschen die Sprachen aller Völker neben und durch einander zu lernen und zu plaudern. Diese Sucht ist es eben, die unter uns die Sprachmengerei erzeugt und gepflegt und groß gezogen hat. Sie ist es, die bei unserm gänzlichen Mangel an Feinsin, ihr auch für die Zukunft Gedeihen noch zusichert. Der Schreibende setzt voraus daß die Mehrzahl seiner Leser nicht minder gelehrt ist, als er; und da ihm die Sprache bloß ein Werkzeug des Bedürfnisses, und Wörter bloß Begriffszeichen sind, Zeichen, die ihre Bestimmung erfüllt haben, wenn sie ihr Bezeichnetes nur verständlich ausgesprochen, so wirft er jedes Wort, einheimisch oder nicht, das ihm einen Gedanken, welchen er eben von sich geben möchte, zu versinlichen tauglich dünkt, sorglos und hastig auf das Papier hin, ohne sich erst lange zu fragen, ob es in das Element, in wel-

einander unabhängige Hälften zerschneidet; das sie demnach zur doppelten Sprache macht, als Kunstwerk noch bestehn? Ist das der Ausspruch des gesund denkenden

ches er es einschlept, passe oder nicht passe; ob es seiner wesentlichen Beschaffenheit nach Teil desselben sein könne, oder nicht. Unsere Väter, denkt er, haben es nicht anders gemacht; warum sollten wir klüger sein wollen, als sie? Dafs die Sprache ein Kunstwerk ist, und dafs in einem Kunstwerke die Teile nicht einzeln für sich, sondern in Bezug auf ihr Ganzes genommen sein wollen, fällt ihm dabei nicht ein. — Man behorche nur das Geplauder unserer Gesellschaften. Wie über allen Glauben nachlässig und roh schüttet der Redende seine Einfälle aus! Wo ihm sein Gedächtnis nicht eben augenblicklich den rechten Ausdruck der Heimat bietet, da raft er den ersten besten ausländischen, der ihm eben zur Hand liegt, unbedenklich auf und pfuschert ihn mit derber Faust seinem kauderwelschen Vortrag ein, „*mélant*, wie *Prémonval*, Wortmeng. S. 2, es treffend ausdrückt, *à chaque phrase, sans y penser, quelque mot françois, qui broche élégamment sur le tout.*“ Denn um das Schönsprechen ist es ihm nicht zu tun. Von dem, was bei anderen Völkern gebildete Sprache des Umgangs heist, hat er kaum einen Begriff. Er wil nur verstanden sein; und dafs er von seinen französisch erzogenen Zuhörern verstanden wird, weis er. — So handhaben wir die Sprache mündlich im Verkehr des Alltagslebens. So handhaben wir sie schriftlich auch selbst in solchen Werken, die wir für Kunstwerke ausgeben; von denen wir uns wol gar dauernden Ruhm bei der Nachwelt versprechen.

Wird diese Nachwelt es glauben dafs eine Nation, welche so beispiellos liederlich mit ihrer Sprache umging, sich im Ernst für eine ästhetisch gebildete Nation einst halten könnte? dafs es in ihrer Mitte von Kunstmännern wimmelte, denen das Wort Geschmak unaufhörlich auf den Lippen schwebte? die über das höhere und das höchste Schöne zu schreiben und zu schwazen nicht müde wurden?

den Mannes, oder des wirbelnden Tolhäuslers? — Man stelle sich einen bis auf die Hüften gedoppelten Menschen vor mit zwei Köpfen und vier Armen und einem zwiefachen Leibe; man lasse ihn in allem übrigen tadellos, ja auf das vollkommenste gebildet sein: er wird dennoch eine Misgeburt nur bleiben.

— Allerdings wird er mit seinen zwei Köpfen und vier Armen ungleich mehr beschaffen können, als ein Anderer, der nur zwei Arme hat und Einen Kopf. Auch der Flötenbläser, der unzufrieden mit der beschränkten Anzahl von Tönen, die sein Instrument ihm beut, was ihm fehlt, von dem reicheren Piano zu entlehnen den Einfal hat, wird ein weiteres Feld zu umfassen vermögend sein, als der Bescheidene, der es sich an seiner Flöte genügen läßt.

Man möchte sich freilich beinah schämen, unsern verschwebten, von Schönheit und immer wieder von Schönheit plaudernden Ästhetikern gegenüber, Gleichnisse aufstellen zu müssen, die durch ihre derbe Handgreiflichkeit fast an das Läppische gränzen. —

Fühlt ihr das Rohe, Ungeschlachte einer Doppelsprache nicht, *) so mögt ihr Meister sein im Grie-

*) *Canusini more bilinguis*, sagt Horaz, welches Vols durch canusinisches Doppelgeplauder übersezt. — Ich bemerke hier im Vorbeigehn, daß auch die Canusiner vermutlich an ihr Kauderwelsch nicht nur gewöhnt waren, sondern es wol gar für schön und vornehm hielten; — daß auch dieses Kauderwelsch seinen entstellenden Zusaz aus einer gebildeten und zwar höchst gebildeten Rede sich geschöpft hatte. Wodurch

chischen und Lateinischen, und französisch und englisch und italiänisch und spanisch mit der bewundernswürdigsten Fertigkeit plappern: ihr könnt unmöglich Sin für Sprache, unmöglich einen Begriff von ihrem Wesen haben. Einheit der Elemente und ihres Ausdrucks ist, ich wiederhole es, Hauptbedingung einer wolgeordneten Rede. Wem nach allem, was in meiner Schrift verhandelt worden, dies noch nicht einleuchtete; wem die Überzeugung sich nicht sehr lebhaft aufdrängte, daß einzig durch Wiederherstellung dieser in dem Lauf eines bleiernen Zeitalters elend zerütteten Einheit die unsrige einer wahrhaft ästhetischen Ausbildung empfänglich werden kan; — wem es nicht hel ward, warum bei den Alten unregelte Wortmengerei barbarisch, das ist, geschmaklos und abscheulich hies; warum ich selbst sie einen fürchterlichen, ungeheuren Schaden unserer Sprache genant, dem ist frei-

unterscheidet sich denn nun eure sogenannte Sprache von diesem canusinischen Kauderwelsch? Antwortet bestimmt und ohne Seitensprung: wodurch? — Oder erhebt euch das über den Canusiner, daß dieser nur zwei Reden ineinander schob, ihr aber drei und mehr?

Und warum nent Horaz das canusinische Gemengsel im Gegensatz der römischen Sprache, die ja auch griechische Wörter an sich zog, mit unverkenbarer Geringschätzung ein Doppelgeplauder? Unstreitig doch wol darum, weil jenes auch Allgemeinbegriffe einschlepte, da diese nur wissenschaftliche und besondere zulies; weil hier Gesez und Ordnung galten, und dort nicht.

Doch sie träumen fort, *et profundissimo*, um mit dem Hieronymus zu sprechen, *non tam somno stertunt, quam lethargo*. Nur die Luftblasen der Metaphysik, nur die Dunstgespenster einer schwindelnden Ästhetik beschäftigen ihre Aufmerksamkeit. Über Sprache und Vortrag haben sie nie nachgedacht.

lich weiter nicht zu helfen, und man mus ihm mit jenem Mädchen in Rousseaus Bekenntnissen zurufen, *Lascia le donne* — die Musen meine ich, die Pflegerinnen des Schönen, — *e studi le matematica*.

Was möchte es wol nützen an Teilen zu glätten und zu ordnen, wenn das Ganze ein verworrenes, rohes Chaos ist? Schaft erst das Ekelhafte aus eurer Sprache heraus! Macht sie erst zur erträglichen, ehe ihr es euch einfallen last, sie zur gefälligen zu machen! Für das Schöne mögt ihr sie nur dan bearbeiten, wan sie aufgehört hat eine Schlampfüze zu sein.

Mit dem armseligen Einwurf: unsere Sprache ist weder die lateinische noch die französische, reicht ihr ferner nicht aus. Eben weil sie weder die lateinische noch die französische ist, sondern die deutsche, darf sie ihren deutschen Charakter durch eingeschwärztes Lateinisches und Französisches nicht entweihn. — Auch nicht mit dem abgedroschenen Gemeinplaz: wir sind an den Mischmasch gewöhnt; er beleidigt uns nicht mehr. Denn dafs euch das Barbarische nicht mehr beleidigt, das ist es ja eben, was euch zu Barbaren macht.



„Allgemein verbreitete und eingewurzelte Sprachfehler sind dem verbreiteten Aberglauben ganz ähnlich. Es gehören Jahrhunderte dazu um jene, wie diesen,

auszurotten. Hätten unsere Vorfahren so in Betref des Aberglaubens, wie Mancher in Betref der Sprachfehler gedacht, in welcher Finsternis würden wir jetzt leben!“ — Diese Vergleichung scheint mir nicht ganz zu passen. Bei dem Aberglauben liegt das Schlechte in der Sache, bei misgebildeten Wörtern nur in der Form. *)

Nun ist aber die Form in einem Worte offenbar nur Nebensache. Die Hauptsache, das Wesentliche ist der Geist des Wortes, nämlich seine anschauliche, lebendige Bedeutung. **) Diese wird in vielen unserer Begriffszeichen (das ganze Heer der Stamwörter gehört hieher;) nur sehr mittelbar oder wol gar nicht durch die Form, unmittelbar oder einzig durch den Gebrauch bestimmt.

In jeder Sprache gilt die Frage, nicht: was bedeuten die Wörter ihrer Form nach? sondern: was bedeuten sie dem eingeführten Gebrauche gemäs? An die Form denkt oft der Redende nur dunkel oder gar nicht. Er denkt zunächst nur an den Sin, den der Gebrauch,

Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi,
damit verknüpft hat.

*) Auch brauchen wir den Aberglauben nicht; aber die Sprache brauchen wir, und wir brauchen sie täglich und stündlich. Sie ist eben nur da daß wir sie gebrauchen sollen; und wird sie in ihren Formen zu sehr verändert, so können wir sie nicht, wenigstens mit Leichtigkeit nicht mehr gebrauchen.

**) Und sein guter, dem Inhalt angemessener, dem Gefühl sich gefällig anschmeichelnder Ausdruck. „Der Inhalt und der Ausdruck, sagte ich Wortmeng. S. 242, sind die geistigen Teile der Wörter. Form und Klang sind mehr körperlich.“

Und das mit Recht. — Die mehresten Bezeichnungen der älteren Sprache, zumal unsinliches Inhalts, haben im Lauf der Zeit von ihrer ursprünglichen Bedeutung (auf die doch allein die Form nur hinweisen kan,) sich mehr oder weniger entfernt und ihren Begriff beschränkt entweder, oder erweitert. Würde nun an die Bestandteile zurückgedacht, so müste notwendig Verwirrung entstehen, weil diese Bestandteile auf einen ganz anderen Sin hinführen, als die Wörter späterhin angenommen haben. Von dem Augenblick an, da der Inhalt dieser Wörter seine Farbe wechselte, sank die Form, die ehemals diesen Inhalt unterstützte und trug, zur bloßen Nebensache, zur müssigen Zugabe herab.

Combinare heist eigentlich zwei Dinge zu Einem Ganzen zusammenfügen. Aber wer denkt an zwei, wenn er dies Wort ausspricht? *Deliberare* leitet sich von *libra* (ehemals *libera*,) her. Aber wem fällt hier eine Wagschale wol ein? *Contemplari* war ursprünglich ein Kunstausdruk der Auguren; es hies den Himmel in Felder, in Räume (*templa*,) abtheilen, um den Flug der Vögel nach bestimmten Regeln zu beobachten. Aber dachte wol der spätere Römer, oder denkt der Franzose bei seinem *contempler* an diese verjähnte Bedeutung des Wortes? Wer denkt bei hartnäckig an einen harten Nacken? bei halsstarrig an einen starren Hals? bei leichtfertig an leicht und fertig? bei Ellenbogen an Elle und einen Bogen? bei *reculer* an *cul*? Dies letztere Wort müste seiner Zusammensetzung nach von der niedrigsten Färbung sein. Gleichwol gehört es zu den edelsten Bezeichnungen der Franzosen, die selbst die höchste Poësie nicht zurückstößt. Umgekehrt ist das Wort Bauerjunge ursprünglich in seinen Bestandteilen sehr edel. Dennoch hat sich durch den

Gebrauch dies Edle so sehr verwischt, daß der Ausdruck sogar bis zum Schimpfwort herabgesunken ist. Ein sprechender Beweis wie wenig Einfluß oft der Bau oder die Elemente eines Wortes auf den inneren Gehalt desselben haben.

Zwar weis ich daß in den Wörtern zwischen den Elementen ihres Baus und den Elementen ihres Körpers (beides gehört zur Form;) ein Unterschied ist. Aber hier geht uns dieser Unterschied nichts an. Wenn man ein Wort aussprechen kan ohne an dessen Körper zu denken, so kan man es auch aussprechen ohne an dessen Bau zu denken. Und daß man wirklich Wörter aussprechen kan ohne weder an dieses noch an jenes zu denken, beweisen (wenn es überall hier Beweises bedürfte,) unsere Stamwörter, die, als Gebilde der Willkühr, weder in den Elementen ihres Baus, noch in den Elementen ihres Körpers bedeutend sind. —

Der durch den Gebrauch bestimmte, fest und scharf umrissene Begriff des Wortes, nebst dem Ausdruck desselben, ist also offenbar die Hauptsache. An die Form denkt oft nur der Grammatiker oder der Etymologe. Aber für den Grammatiker und Etymologen ist die Sprache nicht, sie ist für die Nation da.

Terribilis (eigentlich was geschreckt werden kan,) war ein schlechtes Wort. — Dem Bau nach freilich, und für den forschenden Grammatiker, dessen Geschäft es ist Wörter zu zerlegen und die Elemente der Sprache unter Regeln zu zwängen; der, weil der Körper der Rede seine Aufmerksamkeit fesselt, über diesen Körper nur zu leicht den Geist vergist. Sonst war es ein so gutes Wort, daß selbst der feinfühlende Virgil in seinen edelsten Darstellungen es aufzunehmen nicht verschmähte.

Hat

Hat ein Wort einen bestimmten, den Geist lebendig ansprechenden Inhalt, und ist es edel in seinem besondern, wie in seinem allgemeinen Ausdrucke, so kan es für ein gutes Wort gelten. Alles übrige, Wolklang, strenge Regelmäßigkeit in der Bildung, Silbenfülle, etc. ist Ausschmuk nur, nicht wesentliche Bedingung.

Wenn aus einem Instrumente, einem Klavier z. B. der Ton, die Seele desselben, hel, rein und silbern klingt und bezaubernd in das Ohr des Hörers sich einschmeichelt, so kan es diesem ja sehr gleichgültig sein, ob das Instrument selbst nach allen Regeln der Kunst gebaut ist, oder nicht. Wer denkt, wenn die Nachtigal ihr entzückendes Lied anhebt, an den kleinen, schmuzig grauen Körper der melodischen Sängerin?

Die ganze französische Sprache wäre ein Werkzeug, nicht für gebildete Menschen, sondern für rohe Barbaren, wenn die Form in den Wörtern das Wesentlichste wäre. Denn gibt es auch wol noch eine Rede, die ihre Elemente so wilkührlich und wild durcheinander geworfen hätte, als eben sie? Und doch welche Meisterwerke sind aus diesem für den Grammatiker gestaltlosen Chaos hervorgegangen? Die Nebensache fehlte; aber die Hauptsache war da, — der lebendig ergreifende, oft zierlich und fein und geistreich gefärbte Inhalt der Wörter, der den Mangel der Form ersetzte und über das Schlechte des Baus einen verkleidenden Schleier warf. —

Treflich, sagt man, kan seiner Form nach nicht bedeuten, was es bedeuten sol. Was es seiner Form nach bedeuten oder nicht bedeuten kan, antwortet die Nation, kümmert uns wenig. Denn wir denken ja doch an diese Form nicht, wenn wir das Wort aus-

sprechen. Wir wissen aber sehr bestimmt, was es dem Gebrauch nach bedeutet; und mehr bedürfen wir nicht. — Auch das regelmässigere *treffig*, seze ich hinzu, kan seiner Form nach nicht bedeuten, was es doch bedeuten sol. Denn dieser gemäs heist es nur was *trift*, nicht aber was vorzüglich schön und gut und zweckmäfsig ist. Oder ist etwa *vortreflich* und was *trift* in der Bedeutung völlig eins? Dan müste ja das Wort *treffend* das Wort *trefflich* überall vertreten können.

Wer denkt bei *trefflich* dafs dies Wort von *treffen* herstant und eigentlich was *trift* aussagen sol? Diese verjäherte Bedeutung hat es schon längst verloren. Uns heist es nur was in hohem Grade gut, schön, zweckmäfsig ist. Es gilt uns für ein Stamwort, steht in Einer Linie mit den Wörtern *gut* und *schön*, an deren Bau der Redende gleichfals nicht denkt.

Wir haben zwei Beiwörter, die aus *treffen* gebildet sind: *trefflich*, *treffend*. Beide bezeichnen ursprünglich dasselbe: was *trift*. Aber im Lauf der Zeit und durch die Laune des Gebrauchs hat jedes dieser Wörter seinen eigenen Inhalt gewonnen.

Führe ich nun das Wort *treffig* in die Sprache ein, so ist, da die Weihe des Gebrauchs fehlt, kein Grund vorhanden, warum dies Wort eher die Bedeutung von *trefflich* haben solte, als die Bedeutung von *treffend*. Denn ihrem Bau und ihren Elementen nach bedeuten diese Wörter ja völlig dasselbe, und *treffig* hat nicht mehr das Recht für *trefflich* zu stehn, als für *treffend*. Vielmehr wird, wer von einem *treffigen* Einfal hört, weit eher auf einen *treffenden*, als einen *trefflichen* Einfal raten. *)

*) Wie auffällig auffallend vertreten sol, so kan *treffig* auch nur *treffend* vertreten.

Seze ich treffig an die Stelle des Wortes trefflich, so denke ich entweder an die Form des Zeichens, oder nicht. Denke ich daran, so kan mir das Wort nicht was vorzüglich gut ist bedeuten, sondern bloß was trifft. Es ist dan völlig gleichgeltend mit treffend. Oder ich denke nicht daran. Und dan frage ich: wozu überall eine Veränderung? wozu ein Wort, an dessen Form ich nicht denke; ein Wort, dem langwieriger Gebrauch die lebendigste, anschaulichste, bestimteste Bedeutung gegeben, gegen ein anderes umtauschen, das mir gänzlich unanschaulich ist, und dem ich seinen Sin mit Gewalt erst aufzwingen mus? — wozu? weil es in einer Nebensache, die fast nur für den Grammatiker Gewicht hat, einen Vorzug vor dem anderen behauptet.

Der lebendig ergreifende Sin haftet unmittelbar an dem Worte, wie es ist. Verändere ich die Bestandteile des Zeichens, so ist es mir nicht Zeichen mehr. Mein Geist, der sich zu dessen bestimmter Gestalt gewöhnt hatte, erkennt es in der Verkleidung nicht wieder; er wird verwirrt, mus sich besinnen und sucht das Zeichen im Zeichen. — Oder es erregt wol gar in mir eine ganz andere Vorstellung, als es seiner Bestimmung nach sollte.

Noch ein Beispiel. Halsstarrig (wol von Halsstarre;) ist im Lauf der Zeit von seiner ursprünglichen Bedeutung so sehr abgewichen, daß, wenn das Wort mein Ohr berührt, ich durchaus nicht mehr an etwas Sinliches, sondern an etwas Unsinliches, an einen sitlichen Fehler denke. Gesezt dies Wort wäre misgebildet, so müste es, um zu grammatischen Ehren zu gelangen, entweder in halsstar, (nach der Form lendenlahm,) oder in starhalsig verwandelt werden. Und mit dieser Umgestaltung verschwände

auf eins der unsinliche Begrif; der körperliche kehrte in seiner ganzen Derbheit wieder; ich würde an weiter nichts mehr denken, als an einen — starren Hals.

Sol ich meine Meinung unverholen sagen? Ich sehe nicht ein, was durch die Einführung der neugeprägten Formen treffig, auffällig, öflich und tausend anderer mehr im Wesentlichen, ich meine in der Kraft, Schönheit, Bestimmtheit, Ründung, Geschmeidigkeit, in dem Reichtum, in der Lebendigkeit des Ausdruks für unsre Sprache gewonnen wird. Aber wol mus Verwirrung entstehn, weil diese Formen keine ergreifende Anschaulichkeit haben und höchstens nur den Sin gewähren können, den ihr Bau ihnen unmittelbar gibt, nicht den abgewandten, den langwieriger Gebrauch den Wörtern, die sie vertreten sollen, oft gegeben hat. Nicht zu gedenken dafs durch eine solche gänzliche Umschmelzung der Sprache unserer Litteratur, der schönen zumal, ein tödtlicher Stos versezt werden würde. Wer möchte, wenn die angebotenen Formen allgemein wurzelten, in einigen funfzig Jahren die Schriften eines Schiller, Goethe, Klopstok, etc. noch lesen wollen? Wir müsten von vorn anfangen; wir müsten eine ganz neue Litteratur uns erst erschaffen; und dazu ist warlich der gegenwärtige Zeitpunkt nicht eben günstig.

Wenn ich die Form in den Wörtern nur Nebensache genant habe, so habe ich damit nicht sagen wollen, dafs darauf gar kein Gewicht zu legen sei. Ich meine nur in Vergleich mit der Hauptsache, mit dem durch den Gebrauch fest bestimmten, scharf umgränzten, anschaulichen Inhalt, so wie dem guten, diesem Inhalt angemessenen, das Gefühl gefällig ansprechenden Ausdruck. Regelmässigkeit im Bau ist allerdings ein bedeutender Vorzug einer Sprache, und bei neuzuprägenden

Wörtern halte ich es nicht bloß für zweckmäfsig, sondern für notwendig, dafs darauf geachtet werde. Denn hier kan, weil der Gebrauch sie noch nicht bearbeitet hat, über den Begriff einzig die Form einen Aufschluß geben. Aber wo zwischen dem Wesentlicheren und dem Unwesentlicheren, zwischen der Form der Wörter und ihrem Geist durchaus gewählt werden mus, da entscheide ich mich unbedenklich für das Leztere. Denn der Geist ist offenbar mehr als die Form; und lieber ist mir doch ein misgebildeter Körper, der eine lebendig sprechende Seele hat, (zumal wenn diese mich so lebhaft beschäftigt, dafs ich jenen darüber ganz vergesse;) als ein Körper, der die Vorzüge der äufseren Bildung zwar besitzt, aber dem es an Seele fehlt. *)

*) Moriz sagt, dünkt mich, sehr treffend: „Wenn die Wörter nach der Analogie immer genau geprüft werden solten, so würde man manche jetzt einmal allgemein verstandenen Ausdrücke wieder ausmerzen müssen, ohne sie leicht wieder ersetzen zu können.“

Die einmal bewährte allgemeine Verständlichkeit eines Ausdrucks aber ist immer schon an sich von grofser Wichtigkeit, gesetzt dafs er auch in Ansehung seiner Form nach ähnlichen Wortbildungen zu tadeln wäre, oder dafs sich gar keine ähnliche Wortbildung fände, die ihm zum Muster diene.

Und hier kan man wol sagen, dafs selbst ein analogisch unrichtiger Ausdruck, über den sich einmal alle Stimmen vereinigt haben, im Grunde mehr Gültigkeit hat, als ein noch so analogisch richtiges Wort, das zwar hie und da gebraucht, dessen allgemeine Verbreitung aber durch den Zufal verhindert worden ist.

Man hat z. B. die analogische Unrichtigkeit von dem Ausdruck entsprechen häufig erwiesen, welche sogar ins Lächerliche fällt, wenn man die ganz verschiedene Bedeutung von dem Ausdruck entsagen dagegen stellt, wo es grade den entgegengesetzten Sin geben würde,

Die Anschaulichkeit wird mit dem Gebrauch schon kommen, erinnert man etwa noch. — Dies ist freilich leicht gesagt. Aber wo die Not (wie dies bei sich erst entwickelnden Sprachen der Fall ist;) nicht das Gegenteil gebietet, da ist es die Anschaulichkeit, die den Gebrauch, nicht umgekehrt der Gebrauch, der die Anschaulichkeit bestimmt; man gebraucht ein Wort, weil es anschaulich ist, nicht dafs es anschaulich erst werde. Was möchte wol unsere Schriftsteller*) oder gar die Nation vermögen Formen, die ihnen bisher wenn es hiefse: Entsprichst du dem Teufel und allen seinen Werken? anstat: Ensagst du dem Teufel; etc.

Demohngeachtet aber hat sich der Ausdruck entsprechen bis jezt allgemein behauptet; die Stimmen haben für ihn entschieden, und der Sprachlehrer mus sich dieser Stimmenmehrheit unterwerfen, wenn er mit seinem richtigeren Ausdruck nicht allein stehen wil, und seine Sprachrichtigkeit selber nicht eine Sonderbarkeit scheinen sol.

Da nun aber die Stimmenmehrheit nicht immer genau prüft, sondern sich eben so leicht auf die Seite des richtig gebildeten, als des unrichtigen Ausdrucks lenkt, so ist dasjenige, was dem Sprachlehrer übrig bleibt, vorzüglich für die Zukunft zu wachen, dafs ein neu gebildeter Ausdruck gleich bei seinem Entstehn gehörig geprüft und entweder gebilligt oder verworfen werde.“

Man erinne sich dafs unter allen unsern Sprachforschern Moriz unstreitig derjenige ist, der am meisten mit Geist und Feingefühl über die Sprache gedacht und geschrieben hat.

*) Deren bei weitem gröfseren Teile die Sprache ohnehin weiter nichts ist, als ein Werkzeug des Bedürfnisses, ein Mittel sich ihren Lesern verständlich zu machen, das nur als solches in ihren Augen Wert hat.

genügten, weil sie das hatten, was wesentlich ist, lebendig ergreifenden Sin, gegen andere auszuwechseln, denen eben dies Wesentliche, eben dieser lebendige Sin gänzlich fehlt? Auch läst sich die Anschaulichkeit, das Kind der Zeit, nicht durch Machtsprüche herbeiherschen. Man bedenke dafs Jahrhunderte vielleicht vergehen musten ehe das Wort halsstarrig die feste Bedeutung erhielt, die es gegenwärtig hat. — Gesezt unsere Schreibenden (ein Fal, der doch kaum denkbar ist;) liessen sich gesamt bereden die umgeschmolzenen Formen (sie gehen bis in die zwanzig Tausende;) wirklich aufzunehmen,*) so müste doch noch eine Reihe von Jahren, sechzig, achzig vielleicht und drüber, hingehn ehe die Zeit ihnen ihren Stempel aufgedrückt hätte, und sie in Schriften nicht blos, sondern

*) Wenn ein Schriftsteller die Feder ergreift, um sich öffentlich auszusprechen, so ist ja doch wol sein erster Wunsch der, gelesen zu werden; und zwar wo möglich von dem grösseren Teile seines Volkes gelesen zu werden; und nicht etwa blos von der Nachwelt, sondern von seinen Zeitgenossen, für die er zunächst schreibt, gelesen zu werden. Würde er sich nun nicht selbst sein Ziel auf das gröblichste verrücken, wenn er einer für die Gesamtheit unverständlichen Sprache sich bediente, oder seinem Vortrage auch nur einzelne Elemente einmischte, die das Gefühl der Lesenden beleidigen und ihnen seine Arbeit verleiden könnten? — Diese Arbeit ist ja für seine gegenwärtige Mitwelt bestimmt, die der vorgeschlagenen Formen noch ungewohnt ist, nicht für ein künftiges Geschlecht, von dem es noch immer sehr unentschieden bleibt, ob es sie wirklich annehmen werde. Er wil, wenn er als Künstler auftritt, in den Augen seiner Zeitgenossen als ein geschmakvoller Man erscheinen. Wie kan man ihm zumuten seinen Vortrag mit Wortbildungen zu durchweben, die seiner Absicht unmittelbar entgegenwirken, die das Schöne und Geschmakvolle geradehin zerstören würden?

in dem Munde des Volks lebendig geworden wären. Und man verlangt im Ernst dafs diese ganze Periode hindurch unsere Sprache in ihren edelsten Kräften, in ihrer Anschaulichkeit und ihrem Ausdruck, gelähmt, wie ein regelrecht gebildeter Leichnam zwar, aber doch wie ein Leichnam, ohne Geist und Leben, in todähnlicher Erstarrung, beides unbrauchbar und ungebraucht, daliege? — wozu? dafs für sie ein bischen unfruchtbare Regelmässigkeit gewonnen werde? *)

Dies verlangt man, und zwar eben jetzt verlangt man dies, wo unserer Sprache ohnehin ein Kampf auf Leben und Tod bevorzustehen scheint?

Wir müssen, dünkt mich, die Sprache nie als eine blofse Abgezogenheit uns denken; wir müssen nie vergessen dafs sie ein Bestehendes ist; dafs sie in dem Munde einer ganzen, grossen Nation wirklich lebt, —

*) Gesezt das Heer unserer Schreibenden beliefe sich auf zweitausend. Tausend davon gingen in die vorgeschlagenen Neuerungen ein, tausend nicht: so wäre ja offenbar eine doppelte Sprache da, die, so zwiefach gespalten, die Lesenden (gröstenteils Laien, die über Sprache nie nachgedacht;) notwendig im Wirbel herumdrehen müfste, weil sie weder wissen würden, noch wissen könnten, welche Formen die richtigeren wären, und welche nicht. Wie viele Jahre glaubt man möchten wol vergehn, ehe der aufgerührte Stof Zeit gewänne sich wieder zu sezen?

Man könnte ja almählig und mit Ordnung zu Werke schreiten. Erst eine Form berichtigt, und dan eine andere. — Aber bei welcher sollen wir denn anfangen? und durch welches Zaubermittel jenes ordentliche Fortschreiten erzwingen? durch welches Zaubermittel hier Einstimmigkeit unter unsere Schriftsteller bringen, deren Jeder seinem Gefühl oder seiner Laune nachgehn, der eine diese, der andere eine andere Form zur Berichtigung zunächst sich wählen würde?

deren Glieder sich von früh an dazu gewöhnt haben, und für die sie aufhört ein bequemes, seiner Bestimmung zusagendes Werkzeug zu sein, wenn sie in ihren Formen, wie diese nun einmal sind, zu sehr und zu rasch verändert wird. Als ein Abgezogenes gedacht, könnte unsere Sprache nicht bloß in Hinsicht auf Regelmäßigkeit, sondern auch auf Wolklang, auf Geschmeidigkeit der Fügungen, auf Freiheit und Wechsel in der Wortfolge, auf Kraft und Gedrängtheit des Ausdrucks, etc. freilich zehnmal höher stehen, als sie wirklich steht. Haben wir das Recht sie im Punkt der Regelmäßigkeit umzubilden, so haben wir auch das Recht sie in den übrigen Punkten abzuändern und dem Sprachurbilde näher zu bringen. Aber würde sie bei einem solchen allgemeinen Umguß, zumal wenn dieser plötzlich und wie im Umschwung der Hand geschähe, für die Nation (deren Einzelne in den Jahren, wo der Mensch Eindrücke willig aufnimmt und unauslöschlich bewahrt, sie in einer ganz anderen Gestalt sich angeeignet hatten;) auch noch ein gefügiges Versinlichungsmittel ihrer Gedanken und Empfindungen abgeben können? Würde sie nicht eine ganz neue Sprache werden, die mit der jetzt bestehenden nur in Zufälligkeiten noch zusammenhinge? Eben so leicht und leichter möchte es uns gelingen eine durchaus fremde Rede uns anzubilden. Denn hier brauchten wir doch nur zu bauen. Dort müßten wir erst einreißen, ehe wir ans Bauen denken könnten. Wir müßten Formen, die tief mit unserm Innersten verwachsen sind, gewaltsam erst ausreuten, ehe wir die neuen an ihre Stelle brächten. —

Regelmäßigkeit und Reichtum sind zwar Tugenden in der Sprache. Aber wenn durch einseitige Pflege dieser Tugenden andere nicht minder wichtige Vorzüge derselben, Adel im Ausdruck, Anschaulichkeit, Wol-

klang, etc. (man denke nur an Formen wie kind-
leicht, Menschkind, Volkschaft, Frau-
kleidschneider, etc. die von gehäuften Mitlautern
starren. Wir haben solcher schwerverpanzerten Sil-
benreihen leider nur schon zu viel in unserer Rede;)
wenn, sage ich, diese ins Gedräng geraten; wenn
durch Aufhebung des Gebrauchs, der einzig die Schrei-
benden zu der jezt mehr als je so höchst notwendigen
Einheit zusammenhalten kan, das Dasein der Sprache
selbst wol gar auf die Schwebе gebracht wird: dan ist
es, dünkt mich, Pflicht eines jeden Deutschen, dem
das gemeinsame Eigentum des Volks an dem Herzen
noch liegt, seine Stimme warnend zu erheben und den
Arbeitenden zuzurufen: Gebt acht, dafs ihr nicht,
stat zu bessern, verderbt; stat zu bauen, zerstört!

* * *

Es bedarf wol kaum der Erinnerung dafs ich durch
die obigen Bemerkungen blos vor Übertreibung und
zu raschem Eingreifen in den Körper der Sprache habe
warnen wollen. Denn dafs es gut wäre, wenn mit
Bescheidenheit und almälig manche unsrer Regellosig-
keiten getilgt würden, möchte wol kein Besonnener
leugnen. An und für sich ist es Pflicht einer jeden
Sprache, vornehmlich einer so nachgibigen, wie die
unsrige, sich, soweit es ohne zu grofse Verletzung des
Bestehenden geschehen mag, dem Sprachurbilde immer
näher und näher zu arbeiten. Nur plötzliche Umkeh-
rungen taugen hier nichts. Sie würden, wären sie auch
möglich, stat das mangelnde Gute zu bewirken, viel-
mehr das schon vorhandene von Grund aus zerrütten
und vernichten.

* * *

Wörter, wie Geschmakker, Vernunftner, Kunstner, treffig, auffällig, erfreuig, etc, erinnert man, widerstehen nur, weil sie noch neu, weil unsere Sinne daran noch nicht gewöhnt sind. Aber es werden ja täglich von unseren guten Schriftstellern neue Wörter geprägt, die, weit entfernt zu widerstehn, sich vielmehr dem Gefühl sogleich auf das gefälligste anschmeicheln. Es mus demnach, aufser der Neuheit, noch etwas Anderes dasein, das jene dem feineren Leser widrig macht. S. Wortmeng. S. 320.

Selbst nach Einer und derselben Form neugeprägte Wörter sind oft in ihrem Ausdruck gänzlich verschieden. Vofs und andre unsrer Meister haben viele Beiwörter in ig (aus Nennwörtern gebildet,) mit Glück gewagt, z. B. klippig, zweigig, palmig; etc. Wer aber von einer geschmakkigen Schrift oder von einem gefühligen Herzen oder von einer geruchigen Blume spräche, würde doch wol nur bei sehr wenigen Lesern, und eben nicht den feinsten, sich Beifal gewinnen. Und doch haben die völlig gleichgeformten Wörter vernünftig, verständig gar nichts Widerstrebendes.

Ein Wort von schlechtem Ausdruck, das heist, ein Wort, das das Gefühl beleidigt, mag aber auf unsern Wink seine Natur nicht sofort ablegen. Luder und Aas, Sch...e und Menschenkot, A...sch und Gesäs stehen in ihrem Inhalt fast nebeneinander. Wie verschieden aber im Ausdruck! Möglich das nach Jahrhunderten durch die Laune des Gebrauchs das Unedle in den Wörtern Luder, Sch...e, A...sch sich verwischt; (wie in den französischen Formen *pétiller*, *reculer* das Unedle der Wörter *pet* und *cul*; wie in Schmetterling*) das Unedle der Wörter schmei-

*) Welcher Feinfühlende möchte wol das verdorbene Wort Schmetterling, welches, von jedem häsli-

lsen oder beschmizen sich verwischt hat;) aber wer jezt schon, da die Umwandlung noch nicht geschehen ist, Luder für Aas, Sch...e für Menschenkot, A...sch für Gesäs ohne Unterschied gebrauchte, der würde doch wol die Sprache wie sie jezt ist, mithin auch seinen Vortrag, den mündlichen wie den schriftlichen, auf das scheuslichste entstellen. Ich gebe zu (denn das Unedle hat Grade;) dafs Wörter wie Geschmakker, Vernunfter, (für Ästhetiker, Philosoph;) treffig, auffällig nicht so empörend sind, als die eben angeführten. Aber das Mehr oder Minder verändert hier in der Sache selbst nichts. Eben so wenig es in unserer Willkühr steht den schlechten Ausdruck in den Wörtern, Luder, Sch...e, A...sch augenblicklich zu verwischen, eben so wenig steht es auch in unserer Willkühr den schlechten, wenn schon nicht ganz so empörenden Ausdruck in Wörtern wie Geschmakker, Vernunfter, etc. wie im Umschwung der Hand zu tilgen.

Nun nimt aber bei jedem gebildeten Volke der Schriftsteller die Sprache wie sie ist, und er mus sie nehmen wie sie ist, weil er zu Lesern spricht, die eben auch nur die Sprache wie sie ist, kennen und handhaben. Abändern und neuern darf er zwar wol; aber nur in Einzelheiten, nicht massenweise, und so

chen Nebengriffe rein, uns nur den buntfarbigen, poëtischen Vogel vorführt, der zwischen Blumen munter umhergaukelt, gegen die richtige Form Schmeisling (bei den Niederdeutschen noch derber: Raupensch...r,) vertauschen? Jenes spielt auch in dem edelsten Vortrage seine Rolle mit Ehren. Dieses ist abscheulich. — Man denke sich: Psyche mit Schmeislingsflügeln! oder: die Seele einer abgeschiedenen Geliebten, die wie ein leichter Schmeisling zum Himmel emporflattert!

dafs das Abgeänderte oder gewagte Neue dem guten Geschmakke nicht widerspreche; mit anderen Worten: dafs es das Gefühl derer, für die er schreibt, nicht beleidige. Handelt er anders, so ist er kein guter Schriftsteller mehr. —

Die Sprache ist ja der Rede, das heist, des mündlichen und schriftlichen Vortrags wegen da. Nur das kan also eigentlich ein Flek der Sprache genant werden, was den Vortrag schändet; ich wil sagen, was ihn dem Gefühle des feingebildeten Lesers oder Hörers widrig macht. Ein unregelmäßiges Wort von gutem Ausdruck beleidigt das Gefühl nicht, wol aber ein regelmäßiges von schlechtem, wie Geschmakker, Vernunftner, Kunstner, Schmeisling, Raupensch....r. — Wie wil man dafs der Ästhetiker, dessen Geschäft es ja ist das Schöne und Unschöne im Vortrag seiner Zeitgenossen zu beleuchten und zu beurteilen, wie wil man dafs er anders spreche? Kan denn, was das Gefühl beleidigt, auch schön sein?

Goethe pflegt neugewagte Wortbildungen und Formen *des enfans perdus* zu nennen, — Soldaten, die der Feldherr an einen gefährlichen Posten bringt, auf beides gleich gefast, sie etwas ausrichten oder fallen zu sehn. Solche *enfans perdus* stelt der gute Schriftsteller, wie der gute Feldherr, nur im Fal der äuffersten Not aus.

* * *

Ein sehr regelmässig gebildetes Schauspiel, das von Vernunft überfließt, kan dennoch sehr langweilig sein, so wie umgekehrt ein durchaus regelloses, mit fantasti-

schen, also vernunftwidrigen Gestalten durchwebtes (ich erinne hier nur an einige Meisterwerke Shakespeares;) dennoch sehr unterhaltend und geistreich und vortreflich sein kan. Was hilft dem ersteren seine Vernunft und seine regelrechte Form, wenn es ihm an Geiste fehlt? Was aber in einem Kunstwerke der Geist, das ist in einem Worte der Ausdruck.

* * *

Wer in der Sprache mehr auf den Körper sieht, als auf den Geist, dem mus es, wenn er jenen zergliedert, freilich oft so gehen, wie so manchem anderen Zergliederer, welchem das Schöne unter dem geschäftigen Messer in einen Klumpen ekelhaftes Wustes sich verwandelt. Von ihm hat Goethe gesungen in seinem treflichen Liede:

Es flattert um die Quelle

Die wechselnde Libelle;

Mich freut sie lange schon;

Bald dunkel und bald helle,

Wie der Chamäleon,

Bald rot, bald blau,

Bald blau, bald grün.

O dafs ich in der Nähe

Doch ihre Farben sähe!

Sie schwirt und schwirret, rastet nie.

Doch stil! sie setzt sich an die Weiden.

Da hab' ich sie! da hab' ich sie!

Und nun betracht' ich sie genau, —

Und seh' ein traurig dunkles Blau.

* * *

Eine Sprache, die von Elementen strotzt, welche durch schlechten Ausdruck das Gefühl beleidigen, wird, sie sei übrigens so regelmäfsig als sie wolle, immer nur eine barbarische sein. Der schlechte, geistlose Ausdruck der Wörter und Redeformen ist es zunächst, was eine Sprache zur barbarischen stempelt. Warum nennt man die verdorbene lateinische Sprache des Mittelalters barbarisch, und die englische nicht, wenn schon auch diese mit fremden Elementen sich versetzte? In jener hat, wie in der unsrigen, der eingemischte Zusatz durchaus einen schlechten, in der letzteren durchaus einen guten Ausdruck.

* * *

Die Geschichte lehrt uns dafs bei jedem Volke das goldene Zeitalter der Sprache mit dem goldenen Zeitalter der Litteratur immer zusammenfiel; ich wil sagen, dafs bei jedem Volke, sobald die Litteratur sich zum Schönen ausbildete, die Sprache durch diese gleichsam geheiligt wurde. Man nahm an dafs zur Zeit, da diese in ihrer Mitte aufkam und zur schönsten Blüte sich entfaltete, auch die Sprache, als die Trägerin derselben, ihr Höchstes erstiegen hätte. *) Daher auch jede Sprache, diese nach Beschaffenheit der Umstände mehr, jene weniger, durch ihre Litteratur eine Zeit lang stän-

*) Die altfranzösische Sprache (*le vieux gaulois*,) hat unendlich viel Trefliches, was die heutige entbehrt: Reichtum, Kürze, Kraft und Gedrängtheit, gewissermassen mehr Wohlklang sogar. Aber es fehlte ihr eine Litteratur. Daher sie dem Franzosen für ein Rotwelsch gilt, — *un jargon*. Nur seit den Zeiten Ludewigs XIV rühmt er sich eine Sprache zu haben.

dig gemacht wurde. *) — Nämlich das durch eine sich bildende Litteratur feiner gestimte Volk bearbeitete die Sprache mit seinem geläuterterem Gefühle; es veredelte sie vorzüglich in Hinsicht auf den Ausdruck der Wörter und Redeformen, (der, wie ich schon oft bemerkt habe, von ihrer Bildung und ihrem Inhalt und ihrem Klang nicht selten ganz unabhängig ist;) und erhob sie so, wenn schon sie in ihrem Auseren fast unverändert, mithin in vieler Hinsicht fehlerhaft blieb, dennoch wirklich zu der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit. Denn der Ausdruck ist die Seele einer gebildeten Sprache. Man denke sich die griechische in ihren Elementen durchaus von schlechtem Ausdruck entsteht: sie würde trotz ihren übrigen Vorzügen doch nur eine barbarische sein.

* * *

Der Gebrauch, sagt man, kan nicht das höchste Gesez der Sprache sein, weil der Gebrauch veränderlich ist; — und damit glaubt man denn etwas recht Filosofisches gesagt zu haben. Als ob die Sprache, sie ein Gebilde des Menschen, als solches nicht auch notwendig veränderlich, in ihren Formen veränderlich sein

*) Seit unsere Litteratur sich zu bilden anfang, also seit den Jahren 40 — 50, wo Gellert, Rabener, etc. auftraten, hat sich in ihren Formen (von neuhinzugekommenen Wörtern nicht, nur von wesentlich umgestalteten kan die Rede hier sein;) unsere Sprache fast gar nicht verändert. Was jene Schriftsteller geschrieben, ist uns noch eben so leicht faslich, in jeder Hinsicht noch eben so unanstößig, als was jezt geschrieben wird. Und doch sind seit diesem Zeitpunkt bereits über 70 Jahre verflossen.

sein müste! Als ob die Erfahrung uns nicht lehrte das alle Sprachen in ihren Formen wirklich veränderlich sind! Wäre die Sprache ein bloßes Gedankending, wie etwa ein filosofisches Lehrgebäude, einzig für den Forscher bestimmt und außer dem Kreise des Gemeinlebens stehend, so möchte sie etwa ausschliessend dem Verstande gehorchen. *) Aber sie ist ein Wirkliches,

*) Und doch sehen wir denn nicht das die filosofischen Lehrgebäude selbst, wenn schon reine Erzeugnisse des Verstandes, unaufhörlich ihre Farbe wechseln? das eins immer das andere wieder verschlingt? Und man verlangt das die Sprache, dies Werkzeug, das von Millionen Menschen ganz verschiedener Geistesbildung rastlos gehandhabt und bearbeitet wird, dennoch unveränderlich bleibe? oder nur solche Formen festhalte, denen der reine Verstand seinen Stempel aufgedrückt?

Der Fehler liegt, dünkt mich, darin, das unsere Grammatiker nicht, wie die Grammatiker anderer Völker, Sprache und Menschen nehmen wie sie sind, sondern wie sie ihrer Vorstellung gemäs sein sollten; das sie die Sprache, das Gebilde sich erst entwickelnder Naturvölker, als ein von Philosophen für Philosophen geschaffenes, nach strengen Vernunftgesetzen gefügtes Ganzes, und die Menschen selbst als lauter Metafysiker sich denken; das sie begehren, man solle in der Sprache bloß erkennen nicht auch fühlen. Das Gefühl, das in der menschlichen Sprache eine Hauptrolle spielt und spielen mus, weil der Mensch nicht bloß Verstand, sondern auch Empfindung ist, gilt ihnen für nichts. Von diesem ist in allem, was sie schreiben, auch mit keinem Worte die Rede. —

In den campischen Beiträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache, wil einer der Mitarbeiter alle aus Umstandswörtern gebildete Beiwörter, (gestrig, heutig, etc.) ja alle Beiwörter, die einen zufälligen Umstand bezeichnen, (abendlich, nächtlich, etc.) aus der Sprache herausgeschnitten wissen, weil es unfilosofisch sei einem Dinge et. was ihm nicht wesentlich Anhaftendes als Eigenschaft

G

das unmittelbar und kräftig, stündlich und augenblicklich in das Leben eingreift; sie wird nicht bloß von dem

beizulegen. So wäre ja wol der chinesische Maler, der seinen Figuren keinen Schatten gibt, weil der Schatten nur vorübergehende Erscheinung, nicht wesentlicher Teil der Dinge ist, wirklich ein besserer Philosoph als der europäische Maler!

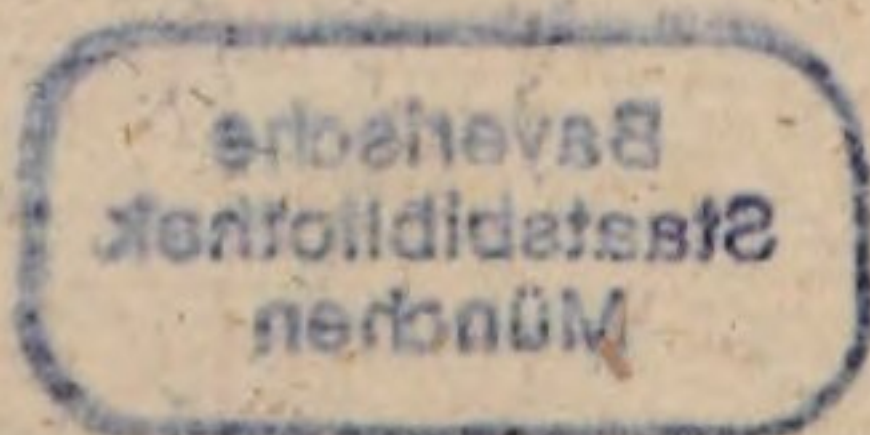
Herr Campe gab anfangs seinem Mitarbeiter, ein Philosoph dem Philosophen, völlig unbedingten Beifall; und hätte Herr Wagner sich der armen, geächteten Form nicht angenommen, wir würden sie vielleicht entweder gar nicht, oder mit einem Verwerfungszeichen in dem neuen Wörterbuche aufgeführt finden.

Ein Anderer (Herr Campe selbst,) verlangt aus ähnlichen Gründen daß die aus Namen geformten Beiwörter (kantisch, horazisch, etc.) aus der Sprache gestossen werden. Ein Dritter schlägt vor Formen, wie lieblich anzuschauen, gut zu essen, zu trinken, etc. Hofnung für was man hofet, Wirkung für das Gewirkte, Verbesserung für das Verbesserte, etc. abzuschaffen, weil sie theils vernunftwidrig sein, theils der Bestimmtheit Abbruch tun sollen, — „und es denn doch unleugbar mit zur Vollkommenheit einer Sprache gehöre, wenn sie alle Begriffe mit der größten Genauigkeit bezeichnen könne.“

So spielen unsere Philosophen mit der Sprache, — die Jeder, wie sie ihm eben, von seinem Standpunkt aus erscheint, getrost auf die Bank legt und frischweg mit dem Hobel seiner Vernunft behobelt.

Sehr wahr sagt Herder, der, wenn schon oft ein nachlässiger Schlenderer, doch in seinen Schriften bewiesen hat, daß er in der Sprache fühlte: „Je mehr eine Sprache von Grammatikern und Philosophen gebildet worden, desto härtere Fesseln trägt sie; — und, seze ich hinzu, desto mehr schrumpft sie zusammen; desto starrer und entnervter wird sie in jeder ihrer Bewegungen.“

Zwar — bei allen Nationen (ein Glück für sie!) haben Grammatiker und Philosophen auf die Sprache einen



Denker, sondern von der gesamten Nation bearbeitet, deren bei weitem gröfserer Teil (ich spreche nicht etwa ausschliessend von dem Pöbel;) in Dingen, die ihm täglich durch die Hände gehn, mehr von dem Gefühle sich leiten läst, als von Einsicht und überdachtem Urtheil; sie ist endlich nicht blos das Werkzeug des Verstandes, sondern aller Seelenkräfte. Wie sollte da die Vernunft ihre alleinige Gesezgeberin sein?

Freilich kan der Gebrauch zum Misbrauch werden; aber doch wol nur bei einer rohen, nie bei einer fein fühlenden, das heist, bei einer gebildeten Nation, — der eben ihr feines Gefühl die Linie zieht, wie weit das Schalten in der Sprache gehen darf und nicht. Ich bemerkte so eben, dafs bei jedem Volke, sobald in seiner Mitte eine schöne Litteratur sich entwickelte, die Sprache mehr oder minder stiland. Wir lachen über die — pedantische Ängstlichkeit, womit der Franzose seine Sprache unverrückt auf Einen Punkt festzuhalten sich bestrebt. Es ist ein Beweis seines feinen Gefühls; und dem echten Kenner, dem Reichtum nicht die einzige Tugend der menschlichen Rede ist, wird diese Ängstlichkeit vielmehr bewundernswürdig erscheinen.

* * *

Ich denke, in einer Sache, die ganz unmittelbar für den Menschen gehört, müssen wir den Menschen

G 2

weit geringeren Einflus gehabt, als Viele anzunehmen scheinen. —

Der Deutsche grübelt gern; und da seinem scharf greifenden Verstande nicht immer feines Gefühl zur Seite steht, so ist er mehr als die Denker anderer Völker, in Gefahr auf Abwege zu geraten.

nehmen wie er ist, nicht wie er unserer Meinung nach sein sollte. Die Menschen lassen sich selten durch Einsicht, am häufigsten durch Gewöhnung, Schlender, dunkles Gefühl oder Leidenschaft bestimmen. Der Bösewicht, der seinen Nächsten mordet, weis sehr gut dafs er eine schlechte Handlung begeht; dennoch begeht er sie. Der Wille wird nur bei Einzelnen durch den Verstand geleitet. Bei der Masse gehn Wille und Verstand jedes seinen Weg für sich. Natürlich: weil der Verstand nur Licht, nicht Wärme hat; weil er nur erhellt, aber nicht begeistert. Als Antrieb zum Handeln ist aber erwärmende Kraft nötig. — Gesezt auch die Deutschen wären von der Vernunftmäfsigkeit der ihnen getanen Vorschläge auf das völligste überzeugt, so würde dies für sie noch kein Bewegungsgrund sein sich denselben wirklich und tätlich zu bequemen. So lange sie keine Gewalt zwingt, oder in ihnen nicht lebhaft das Gefühl — das Gefühl, sage ich, — erwacht, dafs durch die getadelten Formen der Ausdruck roh, anstöfsig, plump und barbarisch werde, so lange werden sie von ihrem Gleise nicht auslenken. Aber wie kan dies Gefühl in ihnen erwachen, da sie auf einer Seite sehn dafs auch die gebildetesten Sprachen an Vernunftwidrigkeiten reich sind, ohne dadurch in ihrer Färbung zu erbleichen, und auf der anderen eben die vorgeschlagenen regelmäfsigen Formen nicht nur das Gefühl nicht schmeichelhafter ansprechen, als die zurückgewiesenen regellosen, sondern es vielmehr auf das empfindlichste beleidigen? Solten sie da nicht Recht haben, wenn sie das Bestehende aufzugeben sich sträuben?

* * *

Man wird erinnern, dafs ich mit mir selbst in Widerspruch mich seze, wenn ich bei solchen Überzeu-

gungen die Nation von der so allgemein gewordenen Sprachmengerei abzuwenden suche. Aber ich habe mich ja eben bemüht in meinen Lesern das Gefühl hervorzulocken daß die fremden Formen, in ein widerstrebendes Element verpflanzt, roh, plump und beleidigendes Ausdrucks sind; auf ihr Gefühl zunächst zu wirken, ist mein ganzer Vortrag berechnet gewesen. Auch dürften die Fälle doch sehr verschieden sein. Denn erstlich wil ich die Sprache nicht umgießen. Ich berühre sie nicht einmal. Ich möchte nur etwas, das, wie ich unwidersprechlich bewiesen, zu ihr nie gehört hat, nie gehören kan; das mit ihr auch nicht in der geringsten Verbindung steht; etwas widerrechtlich Eingeschobenes also! aus ihren Gränzen verdrängen. *) Vermeidung des Sprachgemisches mag keine Schrift zur ungeniesbaren machen. Reines Deutsch kan das Gefühl keines Lesers beleidigen. Sodan bin ich weit entfernt zu erwarten, daß meine Arbeit die Nation bekehren werde. Dazu gehört ein anderes Talent, eine höhere Gabe der Überredung, als mir die Natur beschieden. Aber es schien mir doch der Mühe wert einmal mit stark ausgesprochenen Gründen darzutun, daß Wortmengerei, die wir für etwas so Gleichgültiges zu achten uns gewöhnt, ihre sehr ernsthaften Seiten habe; es schien mir der Mühe wert die Spötter, die bisher auf jeden Freund der Sprachreinigkeit mit Hohn immer hinwiesen, in ihrer Erbärmlichkeit hinzustellen und ihnen auf eine Zeit lang wenigstens den Mund zu stopfen; es schien mir der Mühe wert unsern ästhetischen Schwäzern unwiderleglich zu beweisen daß sie trotz ihren schönklingenden Frasen im Kot der Barbarei noch bis an die Ohren stekken. Und wirklich sind meine

*) Auch für die Sprache ist die bessere Erziehung die verneinende. Sie mus weniger geben als nehmen.

Bemühungen nicht ganz fruchtlos gewesen. So stark und ohne Rückhalt ich in meiner Schrift gesprochen; so kek und ungescheut ich selbst bedeutenden Männern mich gegenüber gestellt, so wagt doch von den Herren, die sonst, wenn Einer gegen den Mischmasch ein öffentliches Wort sprach, mit den Namen Pedant, Purist so freigebig um sich warfen, jezt Keiner sich auch nur zu regen. Sie sind alle stum, wie das Grab. Nämlich sie fühlen wol dafs hier das Recht auf meiner Seite steht. Meine Beweise liegen dem gesunden Menschenverstande zu nah, als dafs sich dagegen auch nur etwas Scheinbares aufbringen liesse. Mit Gründen können sie mich nicht angreifen. Sie müsten sich demnach dem alten Gebrauche gemäs aufs Spotten legen. Aber ich stellte mich so, dafs mir mit Spot nicht wol anzukommen ist. Und da ich an mehreren Orten in meiner Schrift gezeigt habe dafs auch ich, wenns gilt, Krallen, und nicht eben stumpfe Krallen ausstrekken kan, so mag ihnen wol ein Straus mit mir bedenklich dünken, in dem sie der Schrammen vielleicht eben so viel, ja noch mehr davon tragen könnten, als ich. Denn dafs ich nicht schweigen würde, mögen sie aus der festen Art, mit der ich aufgetreten bin, leicht schliessen. So halten sie sich fürs Erste ruhig, und Jeder schaut erwartend auf seinen Nachbar, ob dieser etwa den Mut haben dürfte anzubinden. —

* * *

Dafs ich die durch Regelmäfsigkeit in der Wortbildung und durch die Kraft der Wurzeln in unserer Sprache hervorgebrachte Anschaulichkeit zu schätzen

weis, habe ich im Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache (wo ich unter unsern Grammatikern diese Saite fast zuerst berührt,) und selbst in meiner Schrift über Wortmengerei, S. 333, 362 folg. satsam dargetan. Aber ich habe freilich dabei bemerkt dafs in vielen Wörtern diese Anschaulichkeit auch durch langen, vielfachen Gebrauch bewirkt wird, der ihnen ganz unabhängig von ihren Elementen eine feste, lebendige Bedeutung gibt. Wer diesen Saz umstossen wil, der mus beweisen dafs für den Franzosen die Mehrzahl seiner Wörter keine Anschaulichkeit, keine lebendige Kraft hat; und wie wil er diesen Beweis führen? Die Wörter Baum (*arbre*,) und reich, (*riche*,) wenn schon, wie fast alle unsere Stamwörter, bedeutungslos in ihren Elementen und in ihrem Bau, sind mir ja nicht minder anschaulich, als z. B. das Wort baumreich, — welches mir nicht anschaulich sein könnte, wenn Baum und reich, die Elemente desselben, mir nicht anschaulich wären, das heist, wenn sie mir ihr Bezeichnetes nicht lebendig vor den inneren Sin brächten. Mich dünkt die Sache wäre ja handgreiflich. Ich erkenne den hohen Wert der durch Wurzeln begründeten Wortanschaulichkeit in unsrer Sprache, vorzüglich in Hinsicht auf Poësie; aber ich kan sie doch unmöglich höher stellen wollen, als sie wirklich steht.

Unsere mehresten Bindewörter, Fürwörter, Umstandswörter — und wie gewaltig diese Wortarten die Rede beherrschen, bedarf keines Beweises, — da, und, weil, vor, für, welch, als, wie, ich, du, schon, mehr, nun, jetzt, etc. — ja selbst die Mehrzahl unsrer Ableitungssilben, dieser Beleberinnen der Wörter, sind an und für sich bedeutungslose Zeichen, denen blos die Zeit einen festen Inhalt gegeben

hat. Von vielen der letzteren weis ja selbst der forschende Grammatiker den Quel nicht nachzuweisen. Wer wird ihnen deswegen Anschaulichkeit absprechen, — ihnen, die ja eben in die Wörter Anschaulichkeit bringen sollen und wirklich bringen?

Formidable ist eine der kraftvollsten Bezeichnungen der französischen Sprache, ungleich kraftvoller als unser furchtbar, das ihr zunächst entspricht. Dennoch ist sie in ihren Bestandteilen für den Franzosen todt. So auch *pulvériser* und *paralyser*, Wörter von mächtigem Inhalt, vor denen die deutschen zerstäuben und lähmen sich beschämt verkriechen müssen. Unsere Schriftsteller fühlen dies; daher sie so gern solche Wörter durch den Ausgang *iren* in unsere Sprache einschleppen: ein Heer *pulverisiren*, *paralysiren*. Wer wird nun behaupten dafs diese Ausdrücke den Franzosen keinen lebendigen Begrif vorführen? Wie könnte sie ihr Inhalt so gewaltig ergreifen, wenn sie den Sin derselben nicht schnell und in seinem ganzen Umfange fassen?

Ich bemerke noch dafs wer der französischen Sprache unbedingt lebhaft Anschaulichkeit abspricht, als Beweise nicht Kunstwörter und wissenschaftliche, wie etwa *ontologie*, *psychologie*, *ostéologie*, *typographie*, *calligraphie*, *pasigraphie*, etc. sondern Allgemeinbegriffe anführen sollte. Kunstwörter und wissenschaftliche gehören fast nur für den Gelehrten, und können natürlich von der Nation nicht so emsig bearbeitet worden sein, als Allgemeinbegriffe, die der Gesamtheit angehören und daher im täglichen Verkehr wie in Büchern am raschesten in Umlauf sind. Im Gespräch des Umgangs kömt Ein und derselbe Allgemeinbegrif hundert-, ja tausendmal vor, ehe ein Kunstwort oder ein wissen-

schaftliches nur Einmal auftritt. Von dem bei weitem größeren Teile der französischen Allgemeinbegriffe (*ambition, impertinence, indulgence, posséder, connoître, savoir, etc.*) möchte ich bestimmt behaupten, daß sie den Franzosen, wenn schon ihr Bau für ihn auf ihren Inhalt nicht hinweist, dennoch fast eben so lebendig ansprechen, als den Deutschen seine durch Elemente und Bau bedeutungsvollen Allgemeinbegriffe.

* * *

Daß der Geist, wenn er einmal ein Wort zum Gegenstande seiner besonderen Aufmerksamkeit sich gewählt hat, an den Bau und die Elemente desselben nicht denken sollte, ist unmöglich. Auch ich kan von mir sagen daß ich in Augenblikken des Nachsinnens an die Bestandteile der Wörter hartnäckig und halsstarrig mehr als Einmal zurückgedacht habe. Aber davon kan ja hier die Rede nicht sein. Es kan hier die Rede nicht sein von dem, was etwa bei zufälliger Richtung des Geistes auf diese Wörter Einmal oder mehrere Male geschah, sondern von dem, was in der Regel, im schnellen Gespräch oder beim flüchtigen Lesen, zu geschehen pflegt; und da behaupte ich kek und zuversichtlich, daß der Sprechende und Lesende tausendmal die Wörter halsstarrig und hartnäckig über seine Lippen und in seine Ohren gehen läst, ohne auch nur Einmal an einen starren Hals oder an einen harten Nacken zu denken. Dies findet bei anderen Wörtern nicht stat. Bei Prinzengehalt z. B. (Wortmeng. S. 333,) denkt Jeder, dem das Wort auch nur im Fluge das Ohr berührt, sogleich an Prinz und Gehalt. — Wenn der Niederdeut-

sche bei dem Ausdruck geschieht Ekel empfindet, so liegt der Grund nicht darin, daß er über das Wort nachdenkt, sondern daß er durch das Gehör unwillkürlich an ein im Laut fast durchaus gleiches niederdeutsches erinnert wird, das ihm durch Inhalt und Ausdruck abscheulich ist. Dächte er über den Bau des Wortes nach, so könnte geschieht ihn nicht mehr empören, als sieht. Denn sehen und geschehen stehen in der Abwandlung völlig nebeneinander.

* * *

Ich hatte in meiner Schrift über Wortmenge-
rei, um dem Satze zu begegnen, daß die Vernunft die
alleinige Gesetzgeberin unsrer Sprache sei, mich auf
andere Sprachen bezogen. Ich hatte bestimmt behauptet,
es gebe keine, die von scheinbaren Vernunftwidrigkei-
ten nicht wimmelte. Und auch jetzt noch behaupte ich
dies ohne Furcht widerlegt zu werden. Ich hatte so-
gar bewiesen daß die Römer Vernunftwidrigkeiten, die
ihnen nicht angeartet waren, aus der griechischen
Sprache erst herübernahmen um damit ihren poetischen
Vortrag — zu entstellen nicht etwa, sondern zu schmük-
ken. Ich schloß dan: Wenn alle Sprachen ohne Aus-
nahme in ihren Formen ausweichen, so muß diese Be-
schaffenheit aller Sprachen in der menschlichen Natur
gegründet sein. Dagegen wird erinnert: „Man be-
weise daß alle sprachbildende Völker, die auf erwähnte
Weise gegen das Denkgesetz verstießen, zu der Zeit,
wo eine Verbesserung der im rohen Zustande geschöp-
ferten Worte noch möglich war, schon zu dem Grade
der Geistesbildung und Sprachkenntnis gelangt waren,
dessen die Deutschen sich jezo rühmen dürfen, und

welcher nötig war die fehlerhafte Zweideutigkeit des Wortes und der Form durch berichtigende Wortbildung zu entfernen.“ Dies heist etwa mit anderen Worten: „Für die Römer (denn von den Römern war unmittelbar die Rede;) wenn sie wirklich zu den Zeiten des Augustus auf einer eben so hohen Stufe der Bildung standen, als wir, (in Hinsicht auf ästhetische Bildung und auf feines Gefühl für Sprache standen sie wenigstens drei Grade über uns;) waren die Zeiten schon vorbei, wo eine vernunftgemäße Verbesserung der Sprache noch unter die möglichen Dinge gehörte.“ Aber wie wil man dies beweisen? Wenn die Römer durch das Vernunftwidrige ihrer Formen sich wirklich beleidigt fühlten, was konte sie wol hindern diese Formen umzuschaffen und der Regel zu unterwerfen? Und woher denn dafs sie sogar neue Vernunftwidrigkeiten aus einer anderen Sprache sich erst schöpften? Ist, wie behauptet wird, die Geistesbildung eines Volkes ein Bewegungsgrund für dasselbe seine Rede in ihren Formen durchaus zu berichtigen, so musste dieser Bewegungsgrund ja offenbar für die Römer, Franzosen, etc. nicht minder gelten als für uns? Wodurch äufsert sich denn zunächst die Geistesbildung eines Volkes? Doch wol durch das Aufkommen einer schönen Litteratur. Aber eben sobald in Rom, in Frankreich eine Litteratur aufkam, hielt die bis dahin unstäte und wandelbare Sprache in ihren Formen ja plötzlich stil. Wie läst sich diese Tatsache mit jener Behauptung zusammenreimen? — Wil man beweisen dafs unter uns ein grofser Sprachumgus noch möglich sei, so mus man, scheint es, (in Gemäsheit der eben erwähnten Tatsache,) erst beweisen dafs wir noch keine Litteratur haben; dafs wir also mit unserer Geistesbildung und Sprachkenntnis so gar sehr uns zu brüsten noch eben nicht berechtigt sind. Ich gestehe nun zwar wol dafs

unsere Litteratur in ästhetischer Hinsicht mit der römischen und französischen noch keinesweges die Vergleichung aushält. Aber daß wir noch gar keine Litteratur hätten, — der Satz wäre denn doch fast zu schneidend. Regelloses gibt es allerdings manches in unserer Sprache — wie in allen Sprachen. Aber dies wurde ja nie geleugnet. Die Frage war die: Darf eine Sprache, die durch eine Litteratur befestigt ist, ihre Formen noch massenweise umschmelzen? Diese Frage habe ich verneint, *) theils auf Gründe, die ich aus der Natur des menschlichen Geistes hergenommen, theils auf die Erfahrungen aller Zeiten mich stützend. Auf diese Gründe mus geantwortet werden; es mus gezeigt werden daß diese Erfahrungen für uns nichts beweisen. So lange das nicht geschieht, kan ich mich nicht für widerlegt achten. —

~ * * *

Görenz (zum Cicero,) meint nach Gronovius, die lateinischen Beiwörter in *bilis* hätten deshalb zugleich tätliche und leidentliche Bedeutung, weil sie zunächst aus der Zukunft der Zeitwörter in *are* und *ere* entstanden wären, die leidentlich und tätlich fast gleich lautet: *amabo, amabor; delebo, delebor*. Hier seine Worte: „*Notandum est adjectiva in bilis a futuris verborum temporibus ducta esse, atque inde etiam futuri temporis vim iis adhaerere, v. c. amabile id est,*

*) Auch Wolf scheint sie zu verneinen, wenn er von unserer Sprache redend die Worte gebraucht: „Es kan zweifelhaft sein ob in der zu diesem Alter heraufgewachsenen Sprache noch aus dem herlichen Grundstoffe derselben so vieles sich entwickeln lasse, als in jugendlicheren Perioden möglich war.“

*quod, si accuratius cognoveris, in se habet unde amari possit. Sic horribile, vendibile; etc. In his autem tertiae quartaeque conjugationis, licet quidem harum futura non in bo exeant, tamen similis forma mansit; quanquam nonnunquam aurium causa parum flectatur, v. c. volubilis pro volvibilis, restibilis pro resistibilis; etc. (Man übersehe diese Bemerkung nicht, die wichtig ist. Aus eligam, sciam konnte analogisch nicht scibile, eligibile werden. Aber in allen Sprachen ist die Erscheinung nicht selten, daß Formen, die ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach nur für gewisse Wörter Einer Klasse gelten konnten, späterhin auf die ganze Klasse übertragen wurden. *) Hieraus läst sich vielleicht in den Zusammensezungen der Römer das schließende i des Anfangswortes erklären, das ursprünglich der Zeugefal der zweiten Umendung gewesen zu sein scheint, und mit der Zeit auch für die übrigen Umendungen zu gelten anfang; ja auch in solchen Zusammen-*

*) Dies gilt auch von Redeformen. So scheinen die Römer in früheren Zeiten bei ihrem historischen Infinitiv sich ein *coepit* oder *coeperunt* hinzugedacht zu haben. Späterhin wurde diese Form auch in solchen Fällen gebraucht, wo *coepit* oder *coeperunt* nicht anwendbar war. — Ernesti bemerkt bei Gelegenheit der Frase im Tacitus: *Plancinam haud dubie Augusta monuit muliebri aemulatione Agrippinam insectandi: „Sic lib. XV, 5: Vologesi penitus infixum erat arma romana vitandi; et passim. Neque Tacitus modo, sed antiquiores et meliores etiam. Vid. Voss. Aristarch. p. 521; Gronov. ad Liv. XXXV, 49. Et hi quidem putant cum Linacro intelligi consilium, voluntatem, facultatem, quorum nihil huic loco convenit. Forte initio sic usi sunt hac forma, ut intelligeretur aliquod ejusmodi verbum. Sed quia gerundio in talibus infinitivus substitui salva sententia poterat, eo pro infinitivo uti coepere, ubi ellipsis talis esse non potest. Multa talia in omnibus linguis observare licet.“*

sezungen eintrat, wo das erste Stük des Wortes keinen Zeugefal eigentlich zulies; hieraus auch das s in vielen unserer Worteinungen: Erziehungsanstalt, Gerechtigkeitspflege; etc. wol gleichfals eigentlich ein Zeugefal, das anfangs nur mänlichen, späterhin aber auch weiblichen Nennwörtern angeheftet wurde.) *Hinc inde recte comprehendibile formari ab auctore (Cicerone) potuisse nulla dubitatio est. Sed etiam comprehensibile — bene se habet. Latini enim haec adjectiva a frequentativis deducere amant, sic tamen ut simplicis verbi conjugatio appareat.* (Auch diese Form ist streng genommen unnatürlich oder eine Unform. Denn stamt das Wort unmittelbar aus *comprehensare*, so muste es der allgemeinen Regel gemäs durchaus nur *comprehensabile* lauten, wie *amabile*, *irritabile*; etc.) *Comprehensare autem in usu olim fuisse testatur Quadrijugatus apud Priscian. Haud vero comprehensabile formatur, quod frequentativum e tertia conjugatione factum est. Ita quoque flexibile a flexare, quod adhuc apud Catonem R. R. restat, offensibile ab offensare, Lucr. et quae alia ejusmodi posteriore potissimum aetate usurpata reperiuntur. Pravata deinde multis modis lingua et contra hanc normam ex imitatione adjectivorum in lis peccatum est, (v. c. acceptabilis, adspectabilis scribitur pro acceptibilis;) et adeo a substantivis haec adjectiva formata sunt, ut favorabilis. Nisi vetus verbum favorare statuas, prout aeternabilis et voluptabilis ab aeternare et voluptari nata esse certum est. Ex his autem paulo altius repetitis facile patebit quam recte in Sanctii Minerva a Gronovio tradatur, esse haec adjectiva cum passiva, tum activa significatione. Aequae enim facile ad futura passiva atque activa referri illa poterant.* — Wörter wie *docilis*, *utilis*, etc. leitet er von der Gegenwart des Zeitwortes

her: *doceo, doceor*; etc. Die letztere Form hat die größte Ähnlichkeit mit unserer Form in *lich*: erbaulich, trefflich, erfreulich; etc — um so mehr da auch die Endsilben *lich* und *lis* verwandt scheinen. Haben jene Männer in der lateinischen Sprache richtig gesehn, so könnte wol auch bei uns diese für Ableitung aus der Gegenwart des Zeitwortes gelten: ich erbaue, ich treffe; etc. und so wäre ja wol die tätliche Bedeutung solcher Wörter noch natürlicher und leichter zu erklären, als die leidentliche. *)

Nimt man aber an daß diese Form bloß aus der Wurzel des Zeitworts entstanden sei, so würde auch dann dem tätlichen Gehalt solcher Wörter nichts im Wege stehn. Denn diese Wurzel gibt sich zu beiderlei Bedeutungen, der leidentlichen und der tätlichen, gleichmäßig her.

*) Auf die Bemerkung: „Wenn eine wirkförmige Wurzel, sonst *reit-ig* (mit *ig*?) behintet, bloß zustandlich genommen werden sol, so kan sie *lich* für *ig* annehmen und doch wirkformlich oder zustandformlich verstanden werden, z. B. beweglich, erbaulich reden, d. i. auf eine bewegende, bewegige oder rührende Weise, auf eine erbauende, zur Andacht bewegende Weise reden. Aber die Regel tritt wieder ein, sobald aus diesen Umstandnern Beileg- oder Hauptnamer werden. Daher sagt man form- und begrifwidrig: eine bewegliche oder erbauliche Rede oder Predigt, ein erbaulicher Wandel. Nur ein Mensch oder sein Gemüt kan bewegt, gerührt, erbaut, etc. oder beweglich und erbaulich sein.“ — auf diese Bemerkung antworte ich, daß ich in der ganzen Sprache kein Beispiel eines Beiworts wüßte, das als Beiwort eine wesentlich andere Bedeutung hätte, als die es als Nebenwort hat. Wie schön, häßlich, (Nebenw.) aufzulösen ist durch: auf eine schöne, auf eine häßliche Weise, so mus auch, scheint es, erfreulich, ergötzlich, (Nebenw.) aufzulösen sein durch: auf eine erfreuliche, ergötzliche Weise.

Übrigens bemerke ich noch daß die Anzahl der lateinischen Wörter in *bilis* mit tätlicher Bedeutung nicht beträchtlicher ist, als bei uns die Anzahl der Wörter in *lich* mit eben dieser Bedeutung. Auch sie machen nicht die Regel, sondern sind bloß Ausnahme.

* * *

Wäre es nicht ratsam, theils des Wolklangs wegen, theils und vornehmlich um die widrige Vermischung des Mänlichen und Weiblichen in Einem Element der Sprache zu umgehn, das er aus der Endung *erin* auszustossen und z. B. stat *Geberin*, *Lacherin*, etc. kurzweg *Gebin*, *Lachin* zu sagen? —

Man scheint, wenn man mit solchem Vorschlage auftritt, anzunehmen, daß die Silbe *er*, einem Zeitwort angehängt, bloß und allein ein Mänliches bezeichne. Aber offenbar reicht der Inhalt dieser Endsilbe weiter. Sie bezeichnet ein Mänliches, das die im Zeitwort ausgedrückte Handlung ausübt. *) Der Nebengrif der Tätlichkeit ist sogar der vorherrschende. Wenn ich sage: *Geberin*, *Lacherin*, etc. so ist mir *er* nicht mehr das Zeichen des mänlichen Geschlechts, sondern ausschliessend des Handelns, der tätlichen Wirksamkeit. **)

Die

*) Bestimter: das den im Zeitwort ausgedrückten Begriff ausübt, dieser Begriff sei Handlung oder Zustand: *Geber*, *Nehmer*; *Lieger*, *Sizer*; etc. So spricht die Endung *ung* in Verbalwörtern bald Handlung, bald Zustand aus. — Ursprünglich wurde diese Form vielleicht nur aus solchen Zeitwörtern hergeleitet, die wirklich Handlung bezeichneten. Späterhin wandte man sie bei allen Zeitwörtern tätlicher Form an. Vergl. S. 109.

**) Womit ich nicht behauptet haben wil, daß diese Endsilbe in unserer Sprache immer und überall nur auf Handlung

Die Wurzel unserer Zeitwörter ist an und für sich sowol der tätlichen, als der leidentlichen Bedeutung empfänglich; sie schwankt zwischen beiden: lesen, bewegen; lesbar, bewegbar; gelesen, bewegt. Um sie dahin zu bestimmen, dafs sie ein handelndes Wesen andeutete, war ein Zusaz nötig, wie in lesend, bewegend; und diesen gab man ihr in der Silbe er: Leser, Beweger, der liest, bewegt, nicht gelesen, bewegt wird. *) Diese

lung hinweise. Unsere mehresten Ableitungssilben, Vorsilben sowol als Nachsilben, haben ja mehr als Eine Bedeutung, können ja auf mehr als Eine Weise in der Sprache gebraucht werden. So tritt, um nur Ein Beispiel anzuführen, bar in trinkbar, lesbar (wo es der Wurzel des Zeitworts leidentlichen Sin gibt,) mit einem anderen Inhalt auf, als in fruchtbar, dankbar, manbar; etc. Selbst lich, das in verderblich tätliche, in begreiflich leidentliche Kraft hat, ist nebenbei noch anderer Bedeutungen empfänglich: männlich, glücklich, peinlich, ernstlich, reichlich; etc.

*) In belachet, gegeben haben wir gleichfalls die Wurzel des Zeitworts: lach, geb. Diese wird hier durch die Umgebungen ge, be, et, en zur leidentlichen Bedeutung bestimmt. Eben so in Lacher die Wurzel lach durch das Anhängsel er zur tätlichen. Lach für sich ist ein Unbestimtes, das erst durch seinen Zusaz oder auch durch den Gebrauch (wie die Wurzelsilben in Reitpferd, Zugbrücke, Schlachtochse, Reitknecht, Zugvieh, Schlachtmesser; Siehe Wortmeng. S. 338) bestimmte Bedeutung erhält.

Wenn in gebend, Gebung die Endsilben end und ung hier nicht die Handlung, dort den Handelnden angeben, so frage ich: wozu überall diese Silben? und was bedeuten sie denn? Die Anwendung auf er ist leicht.

End (der Liebende, *amans*,) drückt den Täter der in dem Zeitwort, an dessen Wurzelsilbe es sich

Form galt anfangs, scheint es, für beide Geschlechter, — wie im Lateinischen und Französischen die Endsilben *or* und *eur* in manchen Fällen für beide Geschlechter wirklich noch gelten, z. B. *une femme auteur, femina auctor. Auctor ego audendi*, läßt Virgil die Göttin Juno sagen: eine Zusammenstellung, die, wenn *or* und *eur* bloß Mänliches ausdrückten, offenbar ganz ungeheuer sein würde. Späterhin fand man es zweckmässig das weibliche Geschlecht genauer zu bezeichnen, und hängte demnach der Silbe *er* das Zeichen der Weiblichkeit (*in*) an: *Leserin, Bewegerin*; durch welche Form nun nicht bloß ein Handelndes, sondern ein handelndes Weibliches angedeutet wurde. Für das Mänliche, das jetzt von dem Weiblichen sich sattsam unterschied, lies man die ursprüngliche Gestalt solcher Wörter unverändert; und so geschah es denn daß die Silbe *er* allmählig neben ihrer angestammten Bedeutung des Handelns, auch noch die Nebenbedeutung des Mänlichen in diesen Formen sich angewan.*)

Entbehrlich möchte demnach die Silbe *er* in Wörtern wie *Lacherin, Geberin* wol nicht sein, — so ungereimt es übrigens scheinen mag Man und Weib in Einer Form zusammenzubringen. Die Silbe *in*, wie es sich aus näherer Untersuchung ergibt, kan nur ein Weibliches bedeuten, aber nicht ein Weibliches, das handelt. Sage ich: die *Gebin, die Sprechin*, so habe ich ein Etwas, das Handlung bedeuten könnte,

heftet, enthaltenen Handlung aus, zwar ohne Rücksicht ob er ein Man sei oder ein Weib, aber auch mit einem Nebebegrif, nämlich mit der gleichfalls oft verdunkelten Beziehung der Zeit.

*) Auch ist nicht zu übersehn daß der Begrif des Handelns mit dem Begrif des Mänlichen wirklich in Verbindung steht, oder doch von den Sprachbildnern leicht in Verbindung gebracht werden konte.

aber auch nur könnte, und ein Weib: beides ohne Zusammenhang. Der verbindende Mittelbegriff, der das Weib zur Ausüberin der etwanigen Handlung machen soll, fehlt. Die Teile fallen bedeutungslos auseinander; — oder die so gestellte Form verwirrt wol gar den Sinn. Denn warum sollte z. B. eine Sizin nicht eben so gut Eine, auf der gesessen wird, bezeichnen können, als Eine, die selbst sitzt? (Im Lateinischen *dat-or*, Geber, der gibt; *dat-a*, Gebin, die gegeben wird; *dat-rix*, Geberin, die gibt.) Die Form des zeitwörtlichen Teils kan hier keinen Widerspruch begründen; denn wir haben wirklich viele Verbalwörter, die, wenn sie schon die Wurzel des Zeitworts wiederholen, dennoch leidentlichen Inhalt annehmen: Siz, worauf gesessen wird, nicht was sitzt; Spukke, was gespukt wird, nicht was selbst spukt, Speise, Spiel, Rede, Sprache, Reitpferd, Zugbrücke, Schlacht-ochse, etc. oder auch blos ein Sein bezeichnen: Spalte, was gespalten ist, Rize, Spize; etc.

Ich meine nämlich, es ist kein Grund vorhanden warum die Form Gebin eher eine tätliche als eine leidentliche Bedeutung haben müste. Ich meinesteils zwar glaube daß sie weder die eine noch die andere haben kan. Ist dies aber; kan die Silbe in weder tätlichen noch leidentlichen Gehalt annehmen, so folgt daß sie überhaupt ungeschickt ist mit einem Zeitwort unmittelbar verbunden zu werden; und so erklärt es sich warum, wenn Einem ein so gebildetes Personenwort ins Ohr fällt, man sich nicht nach einem Zeitwort, sondern nach einem Nennwort, als der Wurzel desselben, umsieht. Wer z. B. Sizin, Schenkin, Speisin, Spielin, Schläfin, Krebsin, Fischin, Spizin, etc. hört, wird im ersten Augenblikke geneigter sein diese Wörter von Siz, Schenke, Speise,

Spiel, Schlaf oder Schläfe, Krebs, Fisch, Spiz, herzuleiten, als von sizen, schenken, speisen, spielen, schlafen, krebzen, fischen, spizen.

Warum sollte auch, wenn in überall sich eignete mit einem Zeitwort zusammenzuwachsen, diese Silbe nicht eben so gut, als unsere andere weibliche Endung e hier Tätliches, dort Leidentliches aussprechen können: Spinne, Walze, Winde; Eine, die spint, walzt, windet; — Spukke, Speise, Rede, Sprache; etc. Eine, die gespukt, gespeist, geredet, etc. wird?

Der Form Lieblingin, Günstlingin, Mietlingin, Zöglingin; etc. (die geliebt, begünstigt, gemietet, erzogen wird;) haftet dieselbe Makel an, die die Form Geberin, Sprecherin verwerflich machen sol. Auch sie stellt Mänliches und Weibliches zusammen: ing, — in. Wir müssen demnach auch hier in den weiblichen Wörtern das mänliche ing herauschneiden und in Zukunft Lieblin, Günstlin sagen, wie Gebin, Sprechin; — und so hätten wir ja wirklich ein zwiefaches in, ein tätliches und ein leidentliches!

Doch es sei: die Silbe in sol nie leidentliche Bedeutung haben können: so wenig sie diese haben kan, so wenig kan sie auch für sich die tätliche Bedeutung haben. Diese müste ihr erst aufgedrängt, — also einem Urbestandteile der Sprache ein Inhalt jezt erst beigelegt werden, den er nie gehabt. Darf dies geschehen? Dürfen wir Elemente der Rede nach Wilkühr drehen und kneten und umformen? Und wie läst sich verlangen oder erwarten dafs eine ganze Nation von mehreren Millionen nicht etwa ein Wort, nein, eine

weit um sich greifende Form, mit der sie bisher einen gewissen Sin verknüpft hat, gegen eine neue, der sie nur nach langer Anstrengung eben diesen Sin abgewinnen könnte, vertauschen werde?

Zwar haben wir einige Personenwörter, die nicht in er ausgehn: Schmidt, Gemahl, Gatte, Bule, Gesel, Gespiele, Genos, Gefährt; etc. Aber offenbar ist in diesen allen unmittelbar kein Begriff der Handlung. Diese Wörter stehen mit Freund, Nachbar, Held, Fürst, König, Knabe, Knecht, Bube, Graf, Herr, etc. in Einer Linie. Man denkt sich dabei nicht Einen, der tut, sondern Einen, der ist. —

In allen diesen Bezeichnungen wird die männliche Form durch in verweiblicht, das heist, die weibliche Form wird aus der männlichen gebildet. Ich wüste in der ganzen Sprache kein Beispiel eines Wortes in in, das selbständig,*) — oder gar unmittelbar aus einem

*) Huldin fällt mir eben bei. Wahrscheinlich aber ist dies Wort aus einem alten, der Sprache abgestorbenen Ausdruck Huld oder Hold gebildet, wie Unholdin aus Unhold. So Hindin aus Hind — mit Hund vielleicht aus Einer Wurzel geflossen.

Zu Wörtern wie Kindbetterin, Säugerin, etc. gibt es freilich kein Mänliches. Aber man hat das Weibliche so geformt, als ob ein Mänliches wirklich da wäre. An ähnlichen Beispielen fehlt es in der Sprache nicht, wo aus nicht bestehenden Wörtern Ableitungen gemacht worden sind. „Das verkleinernde Zeitwort selbsteln, sagt Ramler, ist nicht im Gebrauch; aber als ob es vorhanden wäre, macht Wieland ein Nenwort daraus: Selbstler. Eben so ist das verkleinernde verseln noch nicht eingeführt; aber ein verkleinerndes Personenwort hat man schon daraus gemacht:

Zeitwort geformt wäre:*) wie dies doch bei Gebin, Sprechin, etc. der Fall unstreitig sein würde. Schon dieser Umstand allein, dies Ankämpfen gegen alle Analogie dürfte meines Ermessens hinreichend sein die vorgeschlagene Form abzuweisen.

Versler. " Göthe bildet Schönhetelei aus dem wirklich nicht vorhandenen schönheiteln. So sagen wir nicht bäkig, aber wol rotbäkig, leibig nicht, aber wol zweileibig; etc. Dies reicht in der Sprache sehr weit. Gleicherweise hat, um ein völlig ähnliches Beispiel anzuführen, der Franzose *autocratrice* aus dem nicht bestehenden *autocrateur* sich geschaffen. Eben so auch wurde Kindbetterin aus dem freilich nicht vorhandenen Kindbetter durchaus analogisch gebildet. — Bei Kindbetterin denkt übrigens der Sprechende eben so wenig an Kindbetter, als er bei rotbäkig an die nicht gebräuchliche Form bäkig denkt.

Vormünderin, aus Vormund, ist offenbar ein verbildetes Wort. Es müste der Regel gemäs Vormündin heißen.

*) Die Wörter Bulin, Köchin, Schmidtin, Zeugin sind offenbar nicht unmittelbar aus den Zeitwörtern bulen, kochen, schmieden, zeugen, sondern aus den Nennwörtern Bule, Koch, Schmidt, Zeuge; Gesandtin nicht aus senden, sondern aus der männlichen Form: der Gesandte, abgeleitet. Hätte man immer nur Buler gesagt, so würde es Keinem jezt einfallen Bulin zu sagen; es würde ausschliessend nur Bulerin heißen. Als Beweis gegen meinen Satz müste ein Personenwort angeführt werden, dessen Männliches nur in er ausginge, und das Weibliche doch nur in in. Ein solches, behaupte ich, gibt es in der ganzen Sprache nicht. — Bei Wörtern wie Zauberin, Plauderin, etc. wird des Wohlklangs wegen ein r weggeschnitten. Sie gehören als gesetzmässige Ausnahmen nicht hieher.

Ich glaube, die Regel unserer Wortbildungen in in darf nicht so lauten: Nim die Wurzel, aus der das Mänliche geformt worden, und hänge ihr ein in an. Dieser Regel widersprechen offenbar Wörter wie Gemalin, Gefährtin, Gespielin, Lieblingin, Gesandtin, etc. in denen wirklich mehr ist, als die Wurzel des Mänlichen. Sondern sie mus vielmehr so gestellt werden: Nim das mänliche Wort selbst unverändert und ganz so wie es da ist, und lege ihm die weibliche Endsilbe zu: Schmidt-in, Gemahl-in, Günstling-in, Zögling-in, Esel-in, Tiger-in, König-in, Kaiser-in, Bürger-in, Lacher-in, Geber-in; etc.

Zusammenziehungen wie Gattin aus Gatte (die des Wolklangs wegen geschehn, können keinen Einwurf begründen. Man sagt gleicherweise Geselle und Gesel, Gefährte und Gefährt. Nur nehmen einige weibliche Formen den Umlaut an: Hund, Hündin; Bube, Bübin; etc. — wahrscheinlich ein Spiel des Gebrauchs. Denn an sich gibt es wol keinen Grund warum hier aus Bube, Bübin mit verändertem Selbstlauter, dort aus Bule, Bulin mit unverändertem gebildet werden müste.

Noch dies. Tadeln wir die Form in Wörtern wie Geberin, weil sie Man und Weib, er und in, zusammenbringt, so müssen wir auch in Wörtern wie Gemalin, Gefährtin, Gesellin, Herrin, etc. die Form tadeln, — die im Grunde völlig dieselbe ist. In Herr (ursprünglich eins mit er,) enthält die Wurzel, (in Gefährt, Gesel, etc. das ganze Wortstück) den Begriff der Mänlichkeit. Dieser schließen wir die Silbe in an, um dem Worte weibliche

Bedeutung zu geben. Die Wurzel selbst, mithin der Begriff der Mänlichkeit, den sie wesentlich enthält, bleibt unangetastet. In Herrin (Herr-in, Gemal-in, Gesel-in, etc.) steht wirklich Man und Weib nebeneinander. — Geben ist ein Zeitwort. Es mus, um als Person aufzutreten, erst zu einem Nennwort gemacht werden. Dies geschieht durch Anhängung des Ausgangs er, der nicht mehr und nicht minder den Begriff der Mänlichkeit ausspricht, als dort die Wurzelsilbe Herr, die mit ihm verwandt ist. Ob dieser Begriff nun durch die Wurzelsilbe oder durch einen andern Teil des Wortes angedeutet werde, scheint gleichgültig. In beiden Formen steht Mänliches und Weibliches nebeneinander.

Ich sagte so eben: in den Wörtern Schmidt, Gemal, Gatte, Bule, etc. sei unmittelbar kein Begriff des Handelns. Wil man indes in diesen Ausdrücken durchaus handelnde Personen sehn: gut! Schmidt, Bule (dies sind unter den angeführten Bezeichnungen wol die einzigen, in denen wirklich noch der Begriff des Tuns sich rein ausspricht;) steht für Schmieder, Buler, Einer, der schmiedet, bult. Die Handlung und der Begriff des Ausübens dieser Handlung sind hier in Einem Laut zusammengedrängt. Das in in Schmidtin, Bulin, wie in Geberin, drückt nichts, durchaus nichts als die Weiblichkeit aus. Denn der Begriff des Tuns liegt ja schon in Schmidt, Bule, wie in Geber. Mit andern Worten: Schmidtin, Bulin heist Eine, die schmiedet, bult, weil Schmidt, Bule Einen, der schmiedet, bult, bedeutet. In Sprechin, Gebin, Tätin dagegen habe ich die Weiblichkeit zwar wol: in, und auch die Wurzel eines Zeitworts: geb, sprech, tät; aber es bleibt unbestimt ob diese leidentlich genommen wer-

den sol, oder tätzlich. *) Der Begriff: ein etwas, das gibt, spricht, tut, fehlt. Oder glaubt man wirklich daß Geb, Sprech, Tät eben so bestimmt und gut eins, das spricht, gibt, tut, bedeuten könne, als Schmidt, Bule, eins, das schmiedet, bult? Geb, Sprech, Tät sind nur Wortteile von schwankendem Gehalt; Schmidt, Bule sind geschlossene Wörter, denen der Gebrauch eine festumrissene Bedeutung gegeben hat: welch ein Unterschied! Wenn einst jene Wortteile wirklich Wörter sein, und eben so lebendig anschaulich mit dem Ausdruck der Tätzlichkeit uns ansprechen werden, als diese geschlossenen Wörter; das heist, wenn die Form Geb, Sprech, Tät oder Gebe, Spreche, Täte, die Form Geber, Sprecher, Täter verdrängt und sich an die Stelle derselben gesetzt haben wird, dan erst, aber auch nur dan, möchte die Form Gebin, Sprechin, Tätin gültig heißen können. **)

*) Weil der Gebrauch sie noch zu keiner dieser beiden Bedeutungen hingewandt hat, — wie etwa in Reitpferd, Schlachtochse, Zugbrücke die Wurzeln Reit, Schlacht, Zug durch den Gebrauch zur leidentlichen Bedeutung hingewandt worden sind.

**) „Eben so wenig ist man auf die Namen bedacht gewesen, welche erforderlich sind, die zahllosen Zustände auszudrücken, worin Frauen oder Jungfrauen oder Innen sich befinden können. Man bildet zwar von rufen, schreien, schlafen, wachen, Rufer, Schreier, Schläfer, Wachter. Aber wenn dieselben Zustände für Innen bezeichnet werden sollen so mangeln die nötigen Ausdrücke. Die hochdeutsche Mundart hat dafür die begrifwidrigen Ruferin, Schreierin, Schläferin, Wacherin für Rufin, Schreien, Schlafin, Wachin.“ — Welche Mundart, möchte ich hier fragen, hat denn die angeblich begrifsmäßigen?

Jene wenigen aus Zeitwörtern gebildeten Personenwörter sind nur als Abweichungen, als Ausnahmen anzusehn, und können keine Analogie begründen. Sie scheinen durch Zufal Bildung und Bedeutung gewonnen zu haben. Denn sie folgen in Gehalt und Form keiner bestimmten Regel. Gemal, Gatte, Gesel; der sich vermält, gattet, geselt. Hier schwankt die Bedeutung zwischen der tätlichen und leidentlichen; es sind *voces mediae*. So auch Genos, wo es ungewis ist, ob der Gegenstand der Bezeichnung geniest oder genossen wird. Gefährte, von fahren oder von Fährte? Einer, der auf derselben Fährte geht? Gespiele, von Spiel oder von spielen? Heist es: Einer, der spielt? oder: mit dem gespielt wird?

Noch möchte man erinnern: in ist das natürliche Weibliche zur Endsilbe er, und mus also alle Eigenschaften derselben teilen. Dies verneine ich geradehin. Denn stünde dieser Saz, so müste auch der umgekehrte stehn: er ist das natürliche Mänliche zu in, und darf überall, wo dieses, gebraucht werden. Dennoch tritt in in hundert Fällen auf, wo er, dem der Begriff der Tätlichkeit wesentlich anhaftet,*) nicht zuläfsig ist: Löwin, Hündin, Königin, Fürstin; etc. In allen diesen Formen, wo nicht Handelndes aufgeführt wird,**) ist für die Endung er kein Spielraum. Viel-

*) Sofern diese Silbe nämlich als Zeichen des Mänlichen dem in gegenüber steht. Das er der Mehrzahl: Kinder, Länder, Rinder; der Steigerung: gröfser, vornehmer, schöner; etc. gehört natürlich nicht hieher.

**) An und für sich sind freilich die durch diese Wörter bezeichneten Lebendigkeiten wirksame Wesen. Nur durch die Namen Wölfin, Löwin, etc. werden sie uns als solche nicht vorgeführt. Bei dem Worte Lö-

mehr mus der Saz so gestelt werden: er bezeichnet Mänliches mit dem Nebenbegrif der Handlung; in Weibliches ohne diesen Nebenbegrif. Einzelne Ausnahmen wie Tauber, Keuler, Kater, etc. stoßen die Regel nicht um. *)

Bei den Römern und den Franzosen ist in Hinsicht auf unsern Gegenstand die Sprache völlig denselben Weg gegangen, wie bei uns. Jene haben in ihren weiblichen Personenwörtern das mänliche *or* (wenn schon verkürzt,) als einen unentbehrlichen Bestandteil beibehalten: *altor*, *altrix*; (ehemals wol *altorix*;) *ultor*, *ultrix*; *emendator*, *emendatrix*; *imitator*, *imitatrix*; *victor*, *victrix*; *saltator*, *saltatrix*; etc. So auch in der anderen Form *er*: *minister*, *ministra*; *arbiter*, *arbitra*; *magister*, *magistra*; etc. Wenn sie die weibliche Form seltener haben, als wir, so ist wol die natürliche Unbildsamkeit der Sprache und der Mislaut der Endsilbe *trix* (*trics*, auch *srix*: *sessrix*;) zumeist daran schuld.

Das verbildete *adversarius sa*, das die Form *Geberein* brandmarken sol, scheint nicht zu passen, weil *us* hier nur Mänliches ohne anderen Nebenbegrif ausspricht. **) Anders ist es offenbar mit *or*. Wie sehr

wir denke ich an kein wirklich Handelndes, wie etwa bei den Wörtern *Brüllerin*, *Verschlingerin*. Ich habe blos die allgemeine Vorstellung eines lebenden Geschöpfes ohne Rücksicht auf dessen Wirksamkeit oder Wirkungsfähigkeit.

*) Nimt man die Silben, *er*, *or*, *er* ausschliessend für Aussprecherinnen des Mänlichen, so gibt es auch hier Ausnahmen: Mutter, Schwester, Tochter, *mater*, *soror*; etc.

**) Hier drückt den Begrif der Tätlichkeit der Ausgang der unbestimten Zeit aus: *ari*, *are*, (*adversari*, *falsare*,

dies, einem Zeitwort angelötet, neben der männlichen, noch die tätliche Bedeutung hat, erhelt schon daraus dafs, wenn man ihm die andere männliche Form *us* unterschiebt, die Bedeutung aus der tätlichen sofort in die leidentliche übergeht: *dator, datus*.

Der Franzose hat für Personenwörter eine vierfache weibliche Endung, und in jeder ist der tätliche Hauptlaut *eur* (durch Umbildung *eus*,) oder *er* wiederzuerkennen: *parl - eus - e*, Redn - er - in; *veng - er - esse*, Räch - er - in; *dévastat - r - ice*, Verwüst - er - in; *menuisi - èr - e*, Tischl - er - in; *berg - èr - e*, Schäf - er - in. Sagte man *parle, vengesse, dévastatrice, menuise, berge*, so würde zwar wol ein Weibliches, aber kein handelndes Weibliches bezeichnet sein.

Was von den zeitwörtlichen Personenwörtern, das gilt auch von den nenwörtlichen, in denen ein zeitwörtlicher Begriff wirklich versteckt liegt: Tischler, Satler, Schuster, der Tische, Sättel, Schuhe macht. Schäfer, Förster, der mit Schafen, Forsten umgeht, sich damit beschäftigt.

Es ist freilich Übelstand dafs nun Tischlerin z. B. bald nur das Weib eines Tischlers, bald Eine, die selbst Tische fertigt, bedeuten kan. Aber theils hat unsere Sprache diesen Übelstand mit anderen gemein,

etc.) — vielleicht, wie *ère* und *ere* und *ire*, durch das *r* ursprünglich verwandt mit *or*. Doch da *ari*, neben der tätlichen, auch noch leidentliche Bedeutung hat, (allerdings eine sonderbare Erscheinung, die unsere dem strengen Vernunftgemäfsen unverwandt nachgehenden Grammatiker doch aufmerksam machen sollte;) so sind die Wörter in *arius* auch nicht selten leidentliches Inhalts: *mandatarius, emissarius*; etc. wo auch die wechselwörtliche Form diese Bedeutung noch unterstützt.

teils wird sich immer der Sin des gebrauchten Wortes durch Umgebungen und Zusammenhang leicht herausfinden lassen.

Die Sache gehört eigentlich in das Kapitel der Zweideutigkeiten. Gut wäre es vielleicht, vielleicht auch nicht, wenn eine Sprache durchaus keine Zweideutigkeiten zuliesse. Aber eine solche Sprache gibt es nicht und kan es nicht geben. — Vieldeutigkeit ist kein hinreichender Grund eine uralte Form, die weit in der Sprache um sich greift, so ohne alle Umstände aus derselben herauszuwerfen. Wie viel Formen, — Formen, sage ich, nicht Wörter, — haben wir, die doppeltes Inhalts sind! Ich führte in meiner Schrift über Wortmengerei, S. 337 folg. die Endung *rei an*, (*Ziegelbrennerei*,) die eine Handtirung bezeichnet, und den Ort, wo diese Handtirung getrieben wird; ferner den Ausgang *ung*, der zugleich auf eine Handlung und auf einen Zustand hinweist. Andere wurden in der Note ** S. 112, bemerkt. Sol alle Formen, die zwiefache Auslegung dulden, der grammatische Fluch treffen, so dürfen wir auch diese nicht verschonen. Ja wir müssen dan Jagd machen auf alle Wörter, die einen doppelten (oft drei- ja vierfachen) Inhalt haben; und wie unübersehlich viele deren sind, brauche ich wol nicht erst zu bemerken. Aber um Gottes willen was sol bei einer so allgemeinen Umkehr aus unserer Sprache werden?

Man scheint bei Einführung der zwiefachen Bedeutung der Form *erin* den Umstand berücksichtigt zu haben dafs die Frau eines Handwerkers, wie dies denn auch wirklich fast immer der Fal ist, an den Arbeiten und Geschäften ihres Mannes, als Gehülfin, mehr oder weniger Teil nimt. Dafs dies nachher auch auf andere Arten der Beschäftigungen, an welchen die

Frau nicht Teil nehmen kan, ausgedehnt worden, ist aus dem Gange, den Sprachen bei ihrer Fortbildung halten, leicht erklärbar.

Auch der Franzose bildet von *cordonnier* *cordonnière*, (die Frau eines Schusters sowol als Eine, die selbst schustert. — „*Cordonnière*, sagt Furetière in seinem Wörterbuche, *est la femme d'un cordonnier*;“ und es ist ja bekant genug, daß in Frankreich die Weiber der Handwerker fast durchgängig nach ihren Männern benent werden;) von *boulangier* *boulangère*, (die Frau eines Bäckers sowol als Eine, die selbst bäkt;) von *tailleur* *tailleuse*, (die Frau eines Schneiders sowol als Eine, die selbst schneidert;) auch er macht aus *berlinois* *berlinoise*, aus *prussien* *prussienne*, ohne daß irgend einer seiner Landsleute veranlast worden wäre über Zweideutigkeit oder Vernunftwidrigkeit dieser Formen zu klagen. —

In der Form *berlinois*, *berlinoise* hat die Silbe *ois* gleichfals eine gedoppelte Kraft. Sie bezeichnet erstlich was zu einem Orte gehört, und dan weist sie noch auf das männliche Geschlecht hin. Schneidet man aus der weiblichen Form *berlinoise* das *ois* weg, so ist das Wort kein Wort mehr. *) — Der Deutsche sagt Berliner, Berlinerin. In dieser Form hat er dieselbe Bedeutung wie *ois* in der französischen Form *berlinois*; es zeigt an was zu einem Lande oder einer

*) Auch die Wechselwörter der Franzosen, die tätlichen wie die leidentlichen, gehören hieher, deren Endsilbe neben der wechselwörtlichen Kraft noch männlichen Gehalt hat; *aimant* (*amant*), *représentant*, *aimé*, (*bien-aimé*), *débauché*, *envoyé*, *promis*; etc. Hier steht gleichfals in der weiblichen Form Mänliches und Weibliches nebeneinander: *débauché-e*, *bien-aimé-e*, *envoyé-e*, *promis-e*, *amant-e*, *représentant-e*; etc.

Stadt gehörig ist. *) (Eigentlich wer oder was einen Ort bewohnt, der Bewohner eines Orts. Berliner, gleichsam der berlint, von dem nicht vorhandenen berlinen.) Hebe ich nun diese Silbe aus dem weiblichen Worte Berlinerin heraus, so geht mir dieser Begriff verloren. Das Hauptwort, nämlich der nackte Begriff der Stadt, (Berlin,) bleibt zurück, — als ein Weibliches gedacht: Berlin-in, berlin-e. Eine Stadt, die ein Weib ist!

So seltsam dieser Begriff nun scheinen mag, so ist er doch ein Begriff. Aber in Wörtern wie Gebin, Lachin, ist, behaupte ich, gar kein Begriff, weil Gebe und Lache gar keinen Sin haben. Ich wiederhole es noch einmal: in kan nur hinter einem selbständigen Worte stehn, weil es blos Weiblichkeit andeutet, und sonst nichts. Der Gebrauch hat Bule, Zeuge zu Wörtern gemacht; daher konte aus ihnen, Bulin, Zeugin werden. Aber Gebe und Lache hat der Gebrauch noch nicht zu Wörtern gestempelt; daher sind Gebin und Lachin Unwörter.

Wie Berlinerin ein Einwohner Berlins ist, als ein Weibliches gedacht, so ist gleichfalls eine Lacherin, eine Geberin der Ausüber des Lachens, Gebens, als ein Weibliches gedacht. In allen Wörtern unsrer Sprache, die auf in ausgehn, ist immer nur ein Weibliches zu einem Männlichen, oder ein Männliches als ein

*) In berlinisch hat die Endsilbe blos diese Bedeutung, ohne Nebengriff des Männlichen. Die Geschlechter werden durch eigene Silben angegeben: berlinischer Sand; berlinische Stärke; berlinisches Blau. Auch in der Form Berlinerblau, Berlinerstärke, etc. fehlt dem er die Nebenbedeutung des Männlichen. Es scheint eine Zusammenziehung zu sein für Blau der Berliner, Stärke der Berliner. etc.

Weibliches gedacht: Löwin, Günstlingin, Eselin, Kaiserin, Königin; etc. Fischin, Spizin, Krebsin könnte zwar wol das Weibliche zu einem Fisch, Spiz, Krebs bedeuten, aber nimmermehr Eine, die die Handlung des Fischens, Spizens, Krebsens ausübt. — Und so geht ganz offenbar die dargebotene Form nicht aus der Sprache heraus, sondern sol erst in sie hineingetragen werden.

Russe, Preusse sind Ausnahmen. In diesen Formen, wie in Bule, Zeuge, vertritt das e die Stelle des er; und so kehren sie von selbst unter die Regel zurück. Man sieht dafs auch hier das Weibliche (Russin, Preussin,) sich nach dem Männlichen richtet, oder dafs das Weibliche ein Männliches voraussetzt.

Noch über den Klang der getadelten Form Ein Wort. — An und für sich ist der Ausgang erin, für mein Ohr wenigstens, nicht mistönend. R ist ein flüssiger Mitlauter, der nur durch Anhäufung oder üble Stellung hart wird. Ist Rose, ist Aurora nicht ein lieblich tönendes Wort? Gibt es schönere Namen als Corinna, Ryno, die Erynnien der Alten? — Nicht zu gedenken dafs durch diese Form unsere Sprache etwas, woran sie keinen Überflus eben hat, eine Menge daktylischer Wörter ohne die dumpfe Endung in e oder en gewint: Treiberin, Trösterin, Geberin, etc. ein Umstand, der für den Dichter nicht gleichgültig sein kan.

In meiner Schrift über Wortmengerei ist S. 196,
den Worten: Wald und Felsen mit Ehrfurcht,
noch folgende Note anzuhängen:

Vornehmlich gehören einige ursprünglich griechi-
sche Wörter hieher: Harmonie, Melodie, Mu-
sik, Fantasie:

O ihm, dem mit Entzückung Harmonie des Gestirn-
heers emporsteigt,

Und Erzengel entflammendes Lob in dem Anschau'n er-
tönen,

O lisp! auch, mein Gesang, sein Lob Dem!

Klop.

Melodien, der süßesten Wonne Gespielinnen stie-
gen

Jetzt mit dem Lispel empor der Engelsharfen.

Klop.

Oben begint jezo der Psalm, den die Chöre

Singen, Musik, als ob kunstlos aus der
Seele

Schnel sie ströme. So leiten Meister

Sie, doch in Ufern, daher.

Klop.

I

Welcher Unsterblichen

Sol der höchste Preis sein?
Mit Niemand streit' ich;
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooskinde,
Der Fantasie.

Goethe.

Man denke sich hier, stat des griechischen Wortes *Fantasie*, das pedantisch gefärbte lateinische *Imagination*!

Auch die deutsch ausgehenden Beiwörter *harmonisch*, *melodisch* würden den höheren Stil nicht beflecken. Klopstock sagt:

— Weiter ertönet

Dort der Wiederhal, und melodischer, wenn
sich der Ausruf
Inniger Freud' ergießt bei neuer Erscheinungen An-
blick.

Barbarisch dagegen und von dem schlechtesten Ausdruck sind die fremd beschwänzten Wörter *harmonios*, *melodiös*.

Das einigemale von mir gebrachte Wort *Charakter* würde zwar die höhere Poësie nicht zulassen; (auch im Französischen enthält sich der epische Dichter des Wortes *caractère*;) aber durch lange Verjährung ist es so weit veredelt worden, daß es die gute Prosa nicht misziert. Klopstock, der in dem fremden Anteil unsrer Sprache das Gute von dem Schlechten mit feinem Gefühl zu unterscheiden wuste, hat es nicht selten aufgenommen. Aber die Unholde *charac-*

terisiren, *Characteristik*, und selbst *characteristisch* möchte ich nicht loben. Sie sind Ausgeburten der täpischen Sucht alles zu sagen, was andere uns geläufige Sprachen zu sagen vermögen.

* * *

Zur S. 17 folg. der gegenwärtigen Schrift: So eben stofse ich im deutschen Museum, Sept. 1812 auf einige Worte von Fr. Schlegel, in denen mein Gegenstand, die tiefe Versunkenheit unsrer Sprache, mit zu treffenden Farben geschildert wird, als dafs ich sie hier unangeführt lassen könnte. „Eben so, sagt er, finde ich die Sorgfalt, welche in Frankreich bei der Erziehung und zum Teil selbst in öffentlichen Geschäften auf die Sprache und die Richtigkeit und Klarheit des Ausdrucks gewandt wird, die allgemeine Strenge des Urteils, die darinnen obwaltet, sehr lobenswert. Es mag sein dafs gerade der Reichtum unserer Sprache Ursache ist, dafs die eigentümliche Regel des Schiklichen, ja selbst des Richtigen, in ihr ungleich schwerer festzustellen und allgemein herrschend zu machen ist. Um so mehr solten wir es aber anerkennen, wie notwendig es ist mit verdoppelter und gemeinschaftlicher Anstrengung auf dieses Ziel hinzuwirken. Kan man aber wol leugnen, dafs die grenzenloseste Vernachlässigung der Sprache bei uns fast allgemein herrschend ist? — Welche Stelle nimt bei uns der Unterricht in der eigenen Sprache ein, der bei den Griechen die Grundlage und fast auch der letzte Endzweck der ganzen Erziehung war? — Die Antwort darf ich mir leider ersparen. —

Es ist leicht möglich dafs unsre deutsche Sprache, ehe noch ein halbes Jahrhundert vergeht, die allgemeine

wissenschaftliche Sprache für ganz Europa sein wird, so wie die französische es für die Gesellschaft und Staatsgeschäfte, die italiänische für den Gesang geworden sind. Ich halte dies sogar für sehr wahrscheinlich. Wenn es aber geschieht, so wird es bloß durch die Gewalt des Geistes bewirkt sein. Wenigstens tun wir von Seiten der Sprache alles nur Ersinliche um es zu verhindern oder gar unmöglich zu machen.

Ich würde über diesen Punkt noch ganz anders reden, wie der Verfasser, (Herr von Steigentesch; siehe S. 25 folg.) wenn ich einmal sprechen sollte, wie mirs ums Herz ist. Auch die Schriftsteller haben ihren guten und vollen Anteil an dieser furchtbaren Sprachverwilderung. Wenn ich die Dichter ausnehme, was ist jezt überhaupt seltener als eine deutsche Rede, die wirklich deutsch wäre, wie es doch sein sollte, nach alter Art, so wie es ehemals war und wie es auch jezt noch jederzeit sein könnte. Das Ding oder Wesen, wie man es sonst nennen wil, was viele unserer Schriftsteller schreiben, ich meine auch solche, die ich selbst an Geist und Gehalt zu den Bessern und Besten zähle, das kan ich wenigstens für Deutsch gar nicht anerkennen. Ein unnatürliches Zwitterwesen ist es, ein widerartiger Mischling, aus dem Abfal aller andern Sprachen, besonders der französischen, durcheinander gerührt. Andere haben wol den guten Willen rein Deutsch zu reden und zu schreiben; aber jene schon in der Geburt verunglückten Wortungeheuer, welche sie uns zu Tage fördern, wil ich auch nicht in Schutz nehmen. So fällt man, indem man einen Fehler vermeiden wil, oft nur in den entgegengesetzten. Auf den Periodenbau und die Anordnung der Worte und selbst der Gedanken wendet fast Niemand einige Sorgfalt. Oder man stolpert in ellenlangen, unermeslich

verwickelten Wortverflechtungen den griechischen Rednerkünsten und Künsteleien nach, halb unverständlich und doch vergeblich. Die Philosophen glaubten noch vor Kurzem gar nicht anders reden und ihre Weisheit von sich geben zu können, als in einer eigentümlichen Art von Rot- und Kauderwelsch, welches man in tiefster Ehrfurcht *Terminologie* nante. (S. S. 20 folg.) Einige der Besseren und Ersten haben diesen buntschekkingen, aus den Lappen aller anderen Wissenschaften zusammengefligten Philosophenmantel nun endlich bei Seite gelegt. Sie haben ein ruhmvolles und nachahmungswürdiges Beispiel gegeben, wie man klar und kraftvoll in deutscher Sprache von den Gegenständen der inneren Welt und von der Natur, von Got und vom Menschen schreiben kan. Im Ganzen fruchtet das aber wenig oder nichts. Unzählige andere fallen immer wieder in die alte Gewohnheit zurück und wollen sich dieses ihnen einmal beliebte filosofische Zigeunerdeutsch durchaus nicht nehmen lassen, welches sie als den wahren Stempel echter Wissenschaft und Weisheit betrachten.

Von allen denen, welche das Büchermachen als ein ehrsames und redliches Handwerk betreiben, wil ich gar nicht einmal reden. Was aus der edlen Gottesgabe, der Sprache, unter solchen Händen werden mus, bedarf keiner Erinnerung. Die Zahl solcher Werke ist verhältnismässig gros in Deutschland und kan nicht ohne die nachtheiligsten Folgen auf das Ganze bleiben.“ —

Noch dies. — Sonderbar dafs Männer, die darauf ausgehn den alten deutschen Geist und Sin herzustellen und die Liebe zu dem Angestamten, Einheimischen bei der Nation wiederzuerwecken, selbst in dem, was sie in dieser Absicht schreiben, des fremden Unrats sich nicht enthalten können, — uneingedenk wie nah Geist und Sin eines Volkes mit seiner Sprache verwandt

sind. In eben diesem Stücke des deutschen Museums steht ein Aufsatz des Herrn B. J. Docen: Abschnitt einer altdutschen poetischen Chronik, welcher in der ganz kurzen Einleitung und der eben so kurzen Nachschrift folgende fremde Wörter enthält: *Fiction*, *suppliren*, *Imagination*, *commentiren*, *Interesse*, *Production*, *existiren*, *interessant*, *Mensur*, *Autor*, *Differenz*, *Extravaganz*, *Construction*, *statuiren*, *Demonstration*, *Studien*, *Compendium*, *heterogen*, *Idée*, *Fundament*, *nationale Existenz*, *Cultur*, *gräcisiren*, *cultiviren*; etc. Fühlen diese Männer denn nicht wie sehr sie durch das wilde, unvaterländische Gemisch mit sich selbst und mit ihren Endzwecken sich in Widerspruch setzen? Man lachte einst über Friederich den Großen, der in einer französischen Abhandlung: *sur le patriotisme*, sein deutsches Volk zum Gemeinsin anregen wolte.

Die altertümlichen Schriften, die sie uns als Muster anpreisen, sind ja nicht in diesem buntscheckigen Stile verfasst. Auch sollten sie bedenken daß wenn sie auf die Nation, nicht ausschliessend auf die oberen Klassen, veredelnd wirken wollen, sie keiner Sprache sich bedienen müssen, die nur für die oberen Klassen verständlich ist. — Zeit ja wäre es wol einmal daß wir nicht blos für Einzelne, sondern, wie die Schriftsteller andrer Völker, für Alle, für die Gesamtheit, schrieben.

Wan werden wir doch endlich das große Werk der so höchst notwendigen Sprachläuterung mit wirklich besonnenem Ernst, wie es Deutsche ziemt, angreifen und beschaffen?

* * *

S. 101, letzte Zeile, ersucht man den Leser stat:
an die Ohren, an den Ohren zu lesen.

* * *

S. 65. Zu den Wörtern: „in die Wörter
ihrer Sprache legt.“ die Note: Wenn Moriz
bemerkt das in unserer Sprache die ausländischen Wör-
ter für den Ausdruck der Empfindung sich nicht eignen,
„weil das aus fremden Sprachen Aufgenommene immer
mit einem Begriff von Wissenschaft, Gelehrsamkeit oder
Weltton verknüpft ist, der sich mit der einfachen, un-
gekünstelten Sprache der Empfindung, die noch keine
hochgetriebene wissenschaftliche *Cultur* voraussetzt,
nicht verträgt;“ so dürfte er hier wol nur einen Ne-
bengrund angegeben haben. Der Hauptgrund ist der:
wir fühlen das solche Wörter uns nichts angehn; das
sie außer unserm Empfindungskreise liegen. Sie sind
nicht aus dem Gefühle der Nation hervorgegangen,
nicht durch dies Gefühl gepflegt und erzogen worden:
wie könnten sie, unter heimische, selbsterzeugte Wörter
gemischt, zu dem Gefühle derselben wol sprechen?

* * *

S. 91. Zu dem Worte „erfreuig,“ die Note:
Das angeführte Beispiel: Sie sind auch durch nichts
erfreulich, (wo erfreulich leidentlichen Gehalt
hat,) widersteht mir gar nicht. Aber erfreuig wird
jeden Feingestimmten empören, wenn ihm seine Ver-
nunft schon tausendmal sagt das es regelmäfsig gebildet
ist. Das Gefühl, wie ich in meiner Schrift über
Wortmengerei bemerkt, wird oft durch Gründe
bestimmt, die von dem Verstande ganz unabhängig sind,

und läst sich demnach durch diesen nicht immer beherrschen. Kein geschmackvoller Schriftsteller wird aber Wörter, die das Gefühl, seis mit Recht oder Unrecht, empfindlich beleidigen, in seine Feder nehmen und dadurch seinen Vortrag mutwilligerweise selbst schänden. Man tut daher, dünkt mich, unsern Schreibern zu viel, wenn man ihnen vorwirft daß sie das (vernünftig) Bessere nicht aufnehmen wollen. Denn das vernünftig Bessere ist nicht immer auch das ästhetisch Bessere. Sonst müste ja, was doch die Erfahrung nicht bestätigt, der vernünftigere Mensch auch immer der geschmackvollere sein.

* * *

S. 95. Zu den Worten: „in der letzteren durchaus einen guten Ausdruck;“ die Note: Die größere Hälfte der französischen Sprache besteht aus Wörtern, deren Bestandteile für den Franzosen todt sind. Und doch ist sie eine höchst gebildete, — ungleich gebildeter, als die unsrige selbst dan noch sein würde, wenn sie durchaus nur regelmässige Formen aufzuweisen hätte. Denn, wie ich schon oft bemerkt, die Vernunftmässigkeit ist es nicht allein, ist es nicht einmal vorzüglich, die eine Sprache zur gebildeten macht.

* * *

S. 99. Zu den Worten: „wie weit das Schalten in der Sprache gehen darf, und nicht;“ die Note: Sprachen können meines Bedünkens in ihren Elementen auf dreifache Weise verderben: entweder durch gesezlose Vermischung mit Fremdem; (dies ist es was fast alle Sprachen gestürzt hat;) oder wenn

sie plötzlich und Schlag auf Schlag ihre Bestandteile zu mehreren Tausenden umformen: wodurch notwendig im Volke babylonische Sprachverwirrung entstehen mus; oder wenn sie, wiederum zu Tausenden, neue, misgestaltete, nach willkührlichen Analogien geformte Zeichen sich einverleiben. Bei einer feinfühlenden, also wirklich gebildeten Nation — (Gelehrsamkeit und was man Aufklärung des Verstandes nent, gehört immer nur für Einzelne; die Masse ist blos halber Aufklärung empfänglich, und diese ist nicht Veredlungsmittel, sondern zerstörendes Gift;) bei einer wirklich gebildeten Nation, sage ich, läst sich in der Sprache keine dieser drei Arten des Verderbnisses als möglich denken.



In dem Augenblik, da ich die Feder niederlegen wil, kömt mir in der Leipziger Litteraturzeitung, 1812, 19ten November, eine Beurteilung meiner Schrift über Wortmengerei zu Gesicht, die ich, weil sie nur wenig Raum einnimt, hier abdrukken lasse. Der Verfasser wird es mir hoffentlich Dank wissen, daß ich zur allgemeineren Verbreitung dieses gründlich belehrenden Aufsazes, so gut ich kan, auch das Meinige beizutragen suche.

„Über Wortmengerei. Von Friederich (Karl) Wilhelm Kolbe, Doktor der Philosophie. Zweite, sehr vermehrte Ausgabe. Leipzig, Reclam 1812.“

„Ein dickes Buch über einen oft besprochenen Gegenstand, für den Leser dadurch nicht ganz bequem, daß es keine Abschnitte und Ruheplätze gewährt. Der Verfasser betrachtet die Einmischung fremder Worte in die deutsche Sprache nicht sowol von Seiten des gelehrten Bedürfnisses als des Geschmaks; er erklärt sich stark dagegen und bestreitet lebhaft die für die Beibehaltung ausländischer Worte in unsrer Sprache gebrauchten Gründe und die Einwendungen gegen den *Purismus*. Die zweite Ausgabe hat, nach der Versicherung des Verfassers, beträchtliche und nicht unbedeutende Zusätze erhalten. Wir sind aber nicht im Stande sicher anzugeben ob sie in den Text selbst eingeschaltet, oder, wie wir vermuten, die am Schlusse von S. 408 an beigefügten Zusätze und Berichtigungen gemeint sind. Denn wir sind zu anderer Zeit belehrt worden, daß man neue Auflage und Ausgabe eines Buches unterscheiden müsse, und daß letztere keineswegs immer einen neuen Druk voraussetze. Was der Verfasser zur Verteidigung des oft harten, absprechenden Tons sagt, dessen er sich bedient, gereicht ihm und seiner Schrift eben nicht zur vorläufigen Empfehlung. Wenn werden doch unsre Schriftsteller einsehen lernen, daß weit weniger der Gebrauch einiger fremden Worte, als die *Inhumanität* (oder deutsche Derbtheit!) des Vortrags uns dem gebildeten Auslande unvorteilhaft zeigt! Die Schrift enthält übrigens viele richtige und brauchbare Bemerkungen.“

Über den so streng von unserm, sol ich sagen Kunstrichter oder Sittenrichter? gerügten Ton, welcher in der beurteilten Schrift herrschend ist, hier noch Ein Wort. Daß dieser Ton misfällt, wundert mich nicht. Ich habe sehr bestimmt vorausgesehn daß er misfallen würde. Aber ich wählte ihn, weil ich ihn

für den einzigen hielt, der meinen Absichten zusagte. Ich hätte ihn auch dan gewählt, wenn ich bei kaltem Blute, nicht im Feuer der Leidenschaft geschrieen hätte. Und vielleicht kömt wol die Zeit, da man es mehr als nur verzeihlich finden wird, dafs ich diesen und keinen anderen Ton wählte. Wir Deutschen, wenn man uns mit benachbarten Völkern vergleicht, stehn noch unglaublich tief auf der Leiter des feineren Geschmaks: was kein Unvoreingenommener leugnen kan. An Fantasie, an Scharfsin, an tief greifendem Verstande, an so vielen der edelsten Geisteskräfte leiden wir keinen Mangel; aber unser Gefühl ist in vieler Hinsicht noch roh und ungebildet. Sol es anders werden, so müssen wir diese Wahrheit anerkennen; denn wie möchte der Kranke, der sich für einen Gesunden achtet, von seiner Krankheit wol genesen? Der Deutsche aber, der die doch wol nicht unlöbliche Absicht hat, seine Landsleute dahin zu bringen, dafs sie einsehen lernen, was ihnen noch fehlt, würde sich sehr vergreifen, wenn er den feineren Ton (von jenem matherzigen, kraftlosen Halbton, den man jetzt den *humanen* nent, kan hier die Rede nicht sein;) — wenn er, sage ich, um seinen Zwek zu erreichen, den feineren Ton sich wählte. Denn eben weil es der Mehrheit unter uns an Feinsin durchaus gebricht, würde dieser feinere Ton, der ja ohne Feinsin nicht gefast werden mag, an ihr verloren gehn, und so die bezielte Wirkung ausbleiben. Ein widerstrebendes Instrument wil mit kräftigeren Griffen geregt sein, als ein gefüg-sameres, ansprechenderes. Auch wünschte ich zu wissen wie ein Kunstfreund, der das Schlechte, Abscheuliche in einer verwilderten Kunst lebendig empfindet, seine Empfindung anders ausdrücken könnte oder sollte, als in Worten, wie diese Empfindung sie ihm eingiebt. Nur was eben so warm und innig und stark

gesagt als gefühlt wird, mag wiederum zum Gefühle reden. Hat ein Cicero wol seinen Griffel ins Feine und Artige und *Humane* gespitzt, als er gegen den Antonius donnerte? Er überlies sich dem Strome seiner Leidenschaft, und so fand er den Weg in die Brust seiner Zuhörer. Schrieb der Schriftsteller, aus dem ich das Motto zu diesem Nachtrag entlehnt, er, der in das Gemüt seiner Leser kräftig eingreifen wolte, schrieb er etwa in dem schleichend höflichen, fusscharrenden Tone, den unsre gelehrten Süslinge für den einzig guten und schiklichen uns so gern aufheften möchten?

*Juvenal, élevé dans les cris de l'école,
Poussa jusqu'à l'excès sa mordante hyperbole.
Ses ouvrages, tout pleins d'affreuses vérités,
Etincellent pourtant de sublimes beautés;*

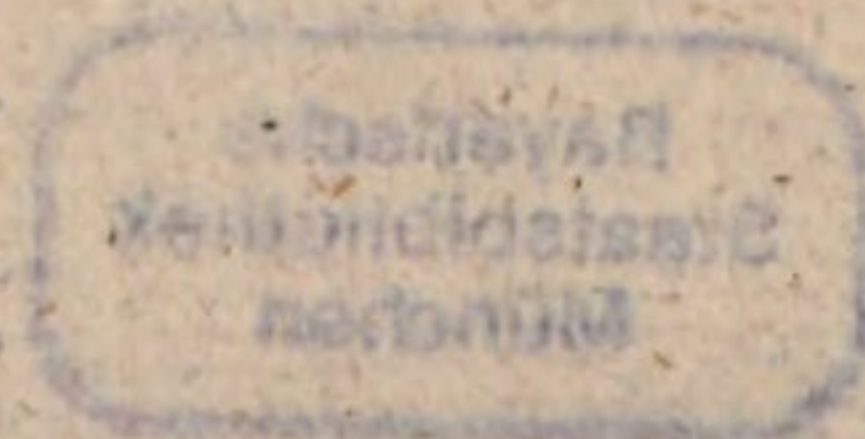
sagt von ihm ein feingebildeter französischer Kunstkenner, der selbst seine Feder nicht immer in Honig tauchte. Diese Männer waren Dichter, erinnert man vielleicht. Aber gibt es denn für Verse eine andere Art der *Humanität* oder der *Inhumanität* als für die Prosa? — So wird auch den wahrhaft edlen Man der eifernde Ton nicht beleidigen, wenn er sieht das er aus reinem Quelle fließt, nicht aus dem trüben der Tadelsucht oder der Rechthaberei. Würde mir in diesem Tone ein Fehler mit Recht vorgehalten, ich würde mich bessern und schweigen. — Ich erwarte übrigens nicht das meine freimütig ausgesprochene Meinung bei dem Vernünftigen den Verdacht erregen werde, das ich kein echter Deutscher sei. Eben weil ich ein echter Deutscher bin, rede ich mit Deutschen deutsch. Oder gibt sich der Man, der einem Freunde ein krebsartiges Geschwür mit Feuer und Eisen ausschneidet und ausbrent, nicht gerade dadurch als seinen Freund zu erkennen? — Die Sprache ist mit der Nation auf das innigste verwachsen;

sie ist gleichsam nur eins mit ihr. Wer für die Sprache eifert, der eifert auch für die Nation.

Es erhellet dafs ich den Ton, den ich in meiner Schrift gebraucht, keinesweges im Allgemeinen und unbedingt für gut und musterhaft halte. Jeder Zweck verlangt seine eigenen Mittel: Mittel, die diesem Zweck entsprechen. Mit gelindem Hauch ward noch kein Kartenhaus umgeblasen, geschweige ein Berg aus dem Wege geräumt. Der Kritiker bemerkt selbst dafs der Gegenstand meines Buchs schon oft besprochen worden. Was hat denn dies gelassene Besprechen wol gefruchtet? — Bei anderer Veranlassung würde ich natürlich auch anders geschrieben haben. Überhaupt sollte die ofterwähnte Schrift keine Musterschrift, kein Kunstwerk sein; ein solches bescheide ich mich gern nicht liefern zu können; sie sollte nur für den Augenblick wirken. Hat sie zur Erreichung des Endzweks, auf welchen jetzt von mehreren Seiten hingearbeitet wird: den Feinsin des Deutschen, besonders in Hinsicht auf Sprache und Vortrag zu wekken, — hat sie zur Erreichung dieses Endzweks, so weit sie es kan, auch das ihrige beigetragen, so ist ihre Bestimmung erfüllt; sie mag dan mit so vielem anderem Mittelgute in dem Strom der Zeit untergehn. —

Meinen Beurteiler verweise ich noch auf Lessings Vorrede zu den *antiquarischen* Briefen, — aus welcher er sehen kan, wenn er wil, dafs auch an geistvollen Männern der starke, durchgreifende, — der derbe deutsche Ton denn! seine Sachwalter gefunden hat. Wie würde er über verletzte *Humanität* jammern, wenn diese Briefe, die zunächst nur einen scheinbar sehr unwichtigen Gegenstand betreffen, jetzt erst ans Licht träten!

Ob wol dem klozischen Unwesen gesteuert worden wäre, wenn Lessing nur glatte Worte ge-



braucht; wenn er nur gestreichelt, und nicht auch gekniffen hätte? —

Dafs übrigens dem Kunstrichter die Sprache überhaupt, und besonders die tiefe Verderbnis der unsrigen etwas sehr Unerhebliches dünkt, das Wärme und Lebhaftigkeit des Tons nicht begründen oder entschuldigen könne, wil ich gern glauben. Er ist vielleicht ein Philosoph. Aus seinem kritischen Aufsatz möchte auch wol ein Oedipus nicht erraten zu welchem Fach des Wissens er sich eigentlich bekent, — er, der von einem ihm zur Beurteilung übergebenen Buche nur zu sagen weis, dafs es dik ist, nicht aber was es enthält.

Dessau, gedruckt bei J. C. Fritsche.

myself
myself in

Richman

Alfred King



Kolbe, Carl Wilhelm

Abgerissene Bemerkungen über Sprache ein Nachtrag zu der Schrift: über
Wortmengerey

Leipzig 1813

L.germ. 142

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583960-2